

ELKE FRÖHLICH

HITLER UND GOEBBELS IM KRISENJAHR 1944

Aus den Tagebüchern des Reichspropagandaministers

Pünktlich zu Mitternacht am 19. April 1944 rief Joseph Goebbels bei seinem „Führer“ Adolf Hitler an, der sich auf den Obersalzberg zurückgezogen hatte. Zum 55. Geburtstag wünschte er ihm ein langes, „noch mindestens dreißig Jahre“ währendes Leben. Die Eintragung in seinem Tagebuch über dieses Telefonat schloß der Propagandaminister mit einer Vision: „Ginge dieser Wunsch in Erfüllung, so würde er das [Reich] zur Weltmacht erheben und es zur Herrs[cherin] über Europa machen“ (20. 4. 1944)¹. Aus der Tatsache, daß Goebbels an dieser Stelle den Indikativ zugunsten des von ihm selten gebrauchten Konjunktivs verwarf, läßt sich wohl schwerlich der Schluß ziehen, Goebbels habe im Frühjahr 1944 – nach all den politischen und militärischen Niederlagen und angesichts drohender neuer schwerer Krisen – nicht mehr an einen Sieg der nationalsozialistischen Sache geglaubt. Andererseits ist es jedoch auffallend, daß er in den überlieferten Gesprächen mit Hitler im Jahre 1944 keinen Versuch mehr unternahm, den „Führer“ zu Friedensverhandlungen mit dem Westen oder dem Osten zu bewegen, wie er es noch im September 1943 in dringlichster Form gewagt hatte². Hitler war absolut nicht gewillt gewesen, einen Schritt in diese Richtung zu unternehmen, und Goebbels hatte inzwischen offensichtlich kapituliert.

Alarmierende Einbrüche an allen Fronten, Rückzugsbewegungen von bis dahin unbekannter Dimension, drohender und tatsächlicher Abfall der letzten Bündnispartner, schwere Menschenverluste auf den Schlachtfeldern und im Bombenkrieg ließen die beängstigenden Ereignisse sich überstürzen. Die schlechten Nachrichten

¹ IfZ-Archiv, Goebbels-Tagebuch 1944. Im folgenden verweisen Datumsangaben in runden Klammern auf den Bestand. In denjenigen Fällen, in denen zerstörte oder unleserlich gewordene Wort- und/oder Satzteile mit hoher Sicherheit oder eindeutig ergänzt werden können, geschieht das in eckiger Klammer. In denjenigen Fällen, in denen nur Wort- oder kleinere Satzteile (ein bis zwei Worte bis zu einer Länge von einer halben Zeile) zerstört oder unleserlich sind und nicht aufgrund eindeutiger Evidenz sinngemäß ergänzt werden können, wird die im Originalfragment bestehende Textzerstörung oder Leserlichkeitslücke einheitlich durch drei in eckige Klammern gesetzte Punkte gekennzeichnet. Auslassungen im Zitat werden wie üblich durch drei Punkte ohne Klammer deutlich gemacht. Absätze im Zitat werden zusammengezogen. In eckige Klammern gesetzte Daten sind rekonstruiert worden.

² IfZ-Archiv, F12/29, 23. 9. 1943 (Goebbels-Tagebücher).

begannen einander zu jagen. Selbst dem krisenerprobten Goebbels entfuhr es so beim Diktat einer Tagebucheintragung einmal: „Wenn man alles das zusammenrechnet, was an einem einzigen Tage an böartigen und niederschmetternden Nachrichten auf einen einströmt, dann wundert man sich nur darüber, wieviel ein Mensch im Zeitraum von 24 Stunden ertragen kann“ (24. 6. 1944).

Im Verlaufe des Jahres 1944, in dem sich auch der Bombenkrieg in ungekanntem Ausmaß steigerte, galt es vor allem, die katastrophalen Nachrichten von der Ostfront zu ertragen. Nach dem auch rüstungswirtschaftlich schwerwiegenden Verlust der Ukraine im April 1944 folgte im Mai die Räumung der Krim. Die zahlenmäßige Überlegenheit der sowjetischen Streitkräfte sowie die Waffen- und Materiallieferungen der Alliierten an die Rote Armee erwiesen sich als so überwältigend, daß für die deutschen Truppen ein Halten der Front völlig aussichtslos geworden war. Sowjetische Verbände durchbrachen am 22. Juni, dem dritten Jahrestag des deutschen Überfalls auf Rußland, die dünn besetzte Front im Bereich der Heeresgruppe Mitte und drangen schnell nach Westen vor. Im Spätsommer erreichten sie Ostpreußen. In Italien trafen die Amerikaner zunächst auf heftigen Widerstand; Monte Cassino wurde zum Symbol für diesen „Abwehrkampf“. Im Mai aber war er endgültig gebrochen, im Juni erreichten die Alliierten Rom, im Juli Pisa, im August Florenz, im Dezember Ravenna. Ebenso wie im Osten betraten die alliierten Truppen auch im Westen noch im Jahre 1944 deutschen Boden. Den am 6. Juni in der Normandie gelandeten Alliierten glückte noch im selben Monat die Eroberung des Hafens Cherbourg, womit der ungehinderte Nachschub nahezu gesichert war. Die ebenfalls erfolgreiche Landung der Alliierten an der französischen Riviera im August führte rasch zum Verlust von Lyon und dem Rhônetal bis Dijon. Ende August überschritten die Alliierten die Seine, der Weg nach Belgien und zur deutschen Westgrenze war frei. Nach längeren Kämpfen fiel am 21. Oktober Aachen. In diesem militärischen Desaster gelang der Wehrmacht mit der Offensive in den Ardennen am 16. Dezember noch einmal ein kurzlebiger Überraschungserfolg. Als der Vormarsch aber nach wenigen Tagen zum Stehen kam, waren die letzten Reserven endgültig verbraucht.

Um den Krieg nicht auf der Verliererseite zu beenden, versuchten die deutschen Verbündeten längst, sich aus diesem Krieg zurückzuziehen. Nach der rumänischen Kriegserklärung an Deutschland am 25. August gingen wenige Tage später die Erdölfelder bei Ploesti an die Rote Armee verloren. Im September besetzte sie ganz Bulgarien. Finnland schloß seinen Waffenstillstand mit der UdSSR am 19. September. Ungarn war, um einem möglichen Abfall des Landes zuvorzukommen, bereits am 19. März 1944 von deutschen Truppen besetzt worden.

In Goebbels' Tagebuch spiegelt sich dieses dramatische Geschehen keineswegs in entsprechender Intensität. Zwar ist immer wieder von Krisen die Rede, und Goebbels ist ständig in irgendeiner Weise mit deren Management beschäftigt, aber er beschreibt keine größeren Zusammenhänge, analysiert nicht, fragt nicht nach Ursachen. Fixiert auf die selbstaufgelegte Chronistenpflicht, hält er vor allem die militärischen und politischen Tagesereignisse fest. Nach dem strikten Berichtsschema der

früheren Jahre rangiert der Bericht zur militärischen Lage weiterhin an erster Stelle. Danach folgt der ausführliche politische Lagebericht, der sich mit den Alliierten, den Neutralen, den Verbündeten und den Verhältnissen in den besetzten Gebieten auseinandersetzt. Erst daran knüpft die Schilderung eigener Tagesaktivitäten, Besuche, Besprechungen etc. an; den Schluß der Eintragung bildet jeweils eine Kurzfassung der „Abendlage“.

Für das Jahr 1944 sind die Tagebücher von Joseph Goebbels in weit dichter Folge überliefert als für die Jahre 1942/1943, wiewohl auch für diese zwölf Monate empfindliche Lücken zu registrieren sind; einige davon konnten durch Zusammenfügen einzelner Bruchstücke schon geschlossen oder wenigstens verkleinert werden. Vollständige Seiten und Teilstücke beliefen sich ursprünglich auf insgesamt über 6000 Blatt. Eine Tageseintragung umfaßt im Durchschnitt 25 bis 30 Schreibmaschinenseiten. An Tagen, an denen Goebbels mit Hitler sprach – zehn große Gespräche lassen sich nachweisen –, wurde zum Teil weit über das Doppelte erreicht. Diese Eintragungen stechen freilich nicht nur vom Umfang her, sondern auch aufgrund ihres Aussagewertes heraus. Für das Goebbels-Tagebuch 1944 gilt, was schon für die Niederschriften aus den vorangegangenen Jahren festgestellt wurde: Es ist ein „Schlüsseldokument“³ nicht nur im Hinblick auf Tätigkeit und Gedankenwelt des Autors selbst, sondern auch im Hinblick auf die übrige NS-Prominenz. Insbesondere bietet das Tagebuch auch für 1944 wichtige Informationen über Reaktionen und Entscheidungen Hitlers. Aus diesem Grunde erschien es methodisch sinnvoll, in der folgenden ausschnittshaften Kurzpräsentation die Gespräche zwischen Hitler und Goebbels in den Mittelpunkt zu rücken.

I.

Im Verhältnis Hitler–Goebbels dokumentiert das Tagebuch von 1944 eine allmähliche Gewichtsverlagerung, deren Ursachen in den Krisen und den daraus folgenden Radikalisierungs- und Totalisierungstendenzen des Regimes lagen. Goebbels' Vertrauen in die angeblich turmhohe Überlegenheit des arischen „Menschenmaterials“ und der deutschen Waffen erlitt mit dem immer bedrohlicheren Kriegsverlauf manche Erschütterung, gegen die zuweilen selbst Hitlers euphorische und suggestive Lobpreisungen des deutschen Arsenal wirkungslos blieben. So quittierte er einmal Hitlers Schilderung der „kolossalen Feuer- und Abwehrkraft“ der deutschen Panzer-Divisionen mit der deprimierten Bemerkung: „Ich wünschte, daß diese [Pro]gnosen des Führers stimmen.“ Man sei aber „in letzter Zeit schon so oft enttäuscht worden, daß man einige Skepsis in sich aufsteigen fühlt“ (4. 3. 1944).

Dessenungeachtet – oder vielleicht gerade deshalb – bedurfte Goebbels der Begegnungen mit Hitler im Kriegsjahr 1944 stärker als je zuvor, denn er schöpfte

³ Vgl. Elke Fröhlich, Joseph Goebbels und sein Tagebuch. Zu den handschriftlichen Aufzeichnungen von 1924 bis 1941, in: VfZ 35 (1987), S. 489–522.

daraus die (auto)suggestive Kraft zur Bewältigung seiner täglichen Arbeit als Chefpropagandist des allseits abbröckelnden Dritten Reiches. Die Gespräche mit seinem „Führer“ blieben bis zuletzt, was sie in all den Jahren ihrer Bekanntschaft und Komplizenschaft waren: Goebbels' Lebenselixier, Nährstoff seiner nationalsozialistischen Haltung und seines Aktivismus. In seiner Beschreibung dieses Prozesses verwandte Goebbels häufig Wendungen aus dem technischen oder medizinischen Bereich. Nach einem Gespräch mit Hitler, so resümierte er oft, gehe er weg „wie nach einer stärkenden Kur“ (4. 4. 1944), fühle er sich wieder aufgeladen wie ein „Akkumulator“ ([18. 4. 1944]). Aber nicht nur Goebbels zog aus diesen Gesprächen Gewinn. Angesichts der in immer kürzeren Abständen hereinbrechenden Katastrophen schien Hitler das Gespräch mit seinem vielleicht glühendsten Bewunderer aus dem inneren Führungszirkel häufiger als früher zu suchen, so daß das Verhältnis Goebbels–Hitler im Krisenjahr 1944 wieder deutlicher symbiotische Züge erkennen läßt.

Auch Goebbels registrierte einen Hauch dieser Entwicklung, wenn er vermerkte, daß Hitler bei ihm den Eindruck hinterlasse, „als sei er auf dem besten Wege, der alte Führer zu werden“ (4. 3. 1944); im Kontext (und im Klartext) konnte das nur heißen: Für ihn, Goebbels, wurde Hitler wieder zu dem ihm einst so vertrauten und bewunderten Mann. In Anbetracht der kritischen Entwicklung der politischen und militärischen Lage bedurfte Hitler zunehmend des der Entspannung seiner strapazierten Nerven dienenden, von Goebbels – wie Speer ihm attestierte⁴ – meisterhaft beherrschten Geplauders ebenso wie des Schwelgens in der Erinnerung an die aussichtslos scheinenden Situationen und letztlich doch so siegreich bestandenen Krisen der „Kampfzeit“. Zu diesem Behufe hatte Hitler Goebbels schon im Herbst 1943 eingeladen, „ihn jede Woche wenigstens einen Tag zu besuchen“, auch wenn nichts Besonderes vorläge, denn es sei für ihn „eine große Entspannung und Erleichterung“, sich mit ihm „ein paar Stunden unterhalten zu können“ (23. 9. 1943). Was sich in solchen Situationen abspielte, demonstriert beispielsweise die Aufzeichnung Goebbels' über sein behagliches Zusammensein mit Hitler in der Nacht vom 5. auf den 6. Juni – die Nacht, in der die Alliierten sich anschickten, in der Normandie zu landen: „Wir sitzen dann noch bis nachts um 2 Uhr am Kamin, tauschen Erinnerungen aus, freuen uns über die vielen schönen Tage und Wochen, die wir zusammen erlebt haben ... Kurz und gut, es herrscht eine Stimmung wie in den guten alten Zeiten“ (6. 6. 1944).

Aus den wöchentlichen Besuchen wurde nichts, aber für Unterhaltung garantierte Goebbels, wann immer Hitler danach verlangte. Besonders gerne versorgte er Hitler mit leichter Kost über die Situation in der vom Bombenkrieg heimgesuchten Reichshauptstadt: „Ich erzähle dem Führer vielerlei aus dem Berliner Luftkrieg, auch nette

⁴ Albert Speer, *Erinnerungen*, Berlin 1969, S. 275: „Goebbels verstand es, Hitler zu unterhalten. Mit großer Beredsamkeit, mit geschliffenen Sätzen, mit Ironie am rechten Platz, mit Bewunderung, wo Hitler es erwartete, mit Sentimentalität, wenn Augenblick und Gegenstand es erforderten, mit Klatsch und mit Liebesaffären. Meisterlich mischte er alles: Theater, Film und alte Zeiten; aber auch über die Kinder der Familie Goebbels ließ sich Hitler ... ausführlich erzählen.“

Anekdoten, die ihm sehr viel Freude machen“ (18. 4. 1944). Vom Erfolg in seiner Rolle als Unterhaltungskünstler auf dem Obersalzberg zeugt auch die Tagebuchnotiz vom 4. März 1944: „Alle sind froh, daß durch meinen Besuch oben etwas Leben in die Tischrunde hineinkommt.“ Hitler, der sich an der „sehr interessanten Unterhaltung“ bald „auf das lebhafteste“ beteiligte, bat Goebbels denn auch, noch ein paar Tage zu bleiben, was dieser seinem „Führer“ aber abschlagen mußte, weil in Berlin „zu dringende Arbeiten“ warteten (4. 3. 1944). Sich wiederholend, hält Goebbels in seinem Tagebuch fest: „Er hätte mich sehr gern noch am Abend und in der Nacht zu einigen Plauderstunden dort behalten“ (4. 3. 1944). Zumal bei eigener Unabkömmlichkeit betrachtete Goebbels es mit Wohlwollen, wenn Eva Braun mit mehreren ihrer Freundinnen einen „Besuch“ auf dem ‚Berg‘ abstattete, versprach er sich davon doch „einige Ablenkung“ für Hitler. Und hinderten ihn „Berge von Arbeit“ am Erscheinen, sandte Goebbels „eine Bibliothek leichter und unterhaltender, zum Teil belustigender Literatur“, in der sicheren Erwartung, daß diese Hitler an seiner Statt „manche ents[p]annende Stunde in kritischen Tagen“ ermöglichen werde (21. 4. 1944).

Goebbels' Bedeutung für Hitler erschöpfte sich allerdings nicht in seiner Rolle als sorgenverscheuchender Plauderer und kurzweiliger Zeitvertreiber. Im Krisenjahr 1944 wurde er zum wichtigsten Promoter der inneren Radikalisierung und der Totalisierung des Krieges.

Radikales Vorgehen hielten Hitler und Goebbels vor allem gegenüber den Juden für angebracht, aber auch gegenüber der Generalität und den Vertretern der Kirche. Während sie die Radikalität gegenüber den Juden als erfolgreich praktiziert bewerteten, sahen sie in anderen Bereichen für die Zeit nach Beendigung des Krieges noch Nachholbedarf, wie Goebbels seinem Stenographen diktierte: „Die Generalität insgesamt hält der Führer, wie er mir schon häufiger gesagt hat, für denkbar ekelhaft. Die Generäle haben kein inneres Verhältnis zu ihm; sie stehen in Reserve und möchten zum großen Teil lieber heute als morgen Schwierigkeiten machen. Stalin tut sich da leichter. Er hat die Generäle, die uns heute im Wege stehen, rechtzeitig erschießen lassen, sie können ihm deshalb heute nicht mehr in die Quere kommen. Einzig in der Judenfrage haben wir eine so radikale Politik betrieben. Sie war richtig, und heute sind wir ihre Nutznießer. Die Juden können uns keinen Schaden mehr stiften. Trotzdem aber hat man vor Anpackung der Judenfrage immer und immer wieder betont, daß die Judenfrage nicht zu lösen sei. Man sieht, daß es möglich ist, wenn man nur will. Aber ein Spießler wird das natürlich nicht verstehen können. Auch die Pfaffenfrage hat Stalin auf diese Weise gelöst. Er kann es sich heute leisten, eine Kirche wieder zu genehmigen, die absolut in seinen Diensten steht. Die Metropolitane fressen ihm aus der Hand, weil sie Angst vor ihm haben und genau wissen, daß sie, sobald sie gegen ihn opponieren, den Genickschuß bekommen. Wir haben auf diesem Gebiet noch einiges nachzuholen. Aber der Krieg ist dazu die ungeeignetste Zeit. Nach dem Kriege werden wir uns sowohl der Frage der Offiziere als auch der Frage der Pfaffen annehmen. Heute müssen wir gute Miene zum bösen Spiel machen“ (4. 3. 1944).

Unverhohlene Bewunderung für Stalins brutale Ausrottungspolitik findet sich

auch an anderen Stellen des Tagebuchs, wenngleich nicht in dieser deutlichen Form, die den sowjetischen Diktator gleichsam in den Rang eines Vorbildes für weitere nationalsozialistische Maßnahmen erhob. Goebbels' Wunsch, gegen die „Pfaffen“ scharf vorzugehen, sollte sich nicht mehr erfüllen, doch im Hinblick auf die Generalität bot sich nach dem mißglückten Attentat des 20. Juli reichlich Gelegenheit, Haß- und Rachegefühle abzureagieren; enorme Energien flossen danach in die Verfolgung und Vernichtung tatsächlicher oder vermeintlicher Angehöriger der militärischen und zivilen Opposition. Aber schon vor dem Versuch des Umsturzes ließ Goebbels keine Gelegenheit verstreichen, gegen die Generalität in toto oder einzelne ihrer Vertreter zu sticheln und zu hetzen: Die Militärs waren es ja auch vor allem, mit denen sich Hitler im Krieg umgeben hatte, zum Leidwesen des Zivilisten Goebbels, der sich in der Phase der „Blitzkriege“ schmerzlich zurückgesetzt fand.

Mit den ersten Mißerfolgen der Wehrmacht schöpfte Goebbels wieder Hoffnung für die eigene Sache. Nach der Katastrophe von Stalingrad begann sein Stern bei Hitler wieder zu leuchten, um im Krisenjahr 1944 alle Konkurrenten zu überstrahlen. Zu diesem Zeitpunkt war das Verhältnis des „Führers“ zu seinen Generälen schon derart gespannt, daß Goebbels nun sogar versuchen mußte, dieses Mißtrauen Hitlers abzubauen. Sehr deutlich ist das am Zustandekommen der Ergebnheitsadresse der Generalfeldmarschälle vom 19. März 1944 abzulesen, das im Tagebuch detaillierten Niederschlag findet. Ihr Autor war Goebbels, und er war darauf – das Bild sei in diesem Zusammenhang erlaubt – stolz wie Rumpelstilzchen, denn niemand außer dem Chefadjutanten der Wehrmacht beim Führer, General Schmudt, hatte Kenntnis von seiner Initiative für das Hitler so beglückende „Marschalls-Dokument“. Hitler erzählte Goebbels von der Zusammenkunft der Feldmarschälle und ihrer Loyalitätserklärung, die „sehr eindeutig und ganz nationalsozialistisch“ sei, und Goebbels diktierte dazu gespreizt in sein Tagebuch: „Ich freue mich sehr darüber, da ich ja der Verfasser der Erklärung bin, ohne daß der Führer es weiß. Ich glaube mir diese kleine Unwahrhaftigkeit im Interesse der Sache leisten zu dür[fe]n“ (18. 4. 1944). Goebbels mußte es schon sehr um die Sache zu tun gewesen sein, daß er so wider seine Natur zu handeln imstande war und sich über seine propagandistische Heldentat ausnahmsweise nur im stillen freute.

Seit der alliierten Invasion, genauer gesagt, seit deren für die deutsche Seite enttäuschendem Verlauf, witterte der Propagandaminister Morgenluft für seine schon anlässlich der Niederlage von Stalingrad entwickelten Pläne zur Totalisierung des Krieges⁵. Goebbels überzeugte Schmudt davon, daß angesichts der höchst kriti-

⁵ In der Öffentlichkeit schlugen sich diese Bestrebungen am deutlichsten in seiner berüchtigten Sportpalast-Rede am 18. Februar 1943 nieder; Goebbels-Reden, hrsg. v. Helmut Heiber, Düsseldorf 1972, Bd. II, S. 172–208; vgl. auch Günter Moltmann, Goebbels' Rede vom Totalen Krieg am 18. Februar 1943, in: VfZ 12 (1964), S. 13–43; Willi A. Boelcke, Goebbels und die Kundgebung im Berliner Sportpalast vom 18. Februar 1943. Vorgeschichte und Verlauf, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 19 (1970); Ludolf Herbst, Der Totale Krieg und die Ordnung der Wirtschaft. Die Kriegswirtschaft im Spannungsfeld von Politik, Ideologie und Propaganda 1939–1945, Stuttgart 1982, S. 202 ff.

schen Lage in Italien, in Frankreich und womöglich auch bald im Osten, „außerordentliche Maßnahmen“ zu treffen seien (14. 6. 1944). Schmundt bat Goebbels daraufhin „inständig“, möglichst bald Hitler darüber Vortrag zu halten, berichtete diesem aber zunächst selbst „ausführlich“ über seine Unterredung mit Goebbels. Hitler hörte eine Stunde lang schweigend zu, um anschließend seinen Propagandaminister „so schnell wie möglich“ auf den Obersalzberg zu zitieren (16. 6. 1944). Es scheint, als habe sich Goebbels beim Diktieren dieser Passage vorsorglich selbst Mut zu machen versucht, zumal ihn stets – wie sein Staatssekretär Naumann es ausdrückte – „das Gefühl einer absoluten Unterlegenheit Hitler gegenüber, bemerkenswerterweise auch in geistiger Beziehung“, begleitete⁶. Er werde die Gelegenheit nutzen, ermahnte sich Goebbels, „dem Führer ganz unverhohlen“ seine Meinung über eine „Reihe von Mißständen“ in der deutschen „militärischen und politischen Kriegführung zu übermitteln“ (16. 6. 1944). Auf diese Unterredung, die durch Hitlers Reise zu den Feldmarschällen von Rundstedt und Rommel an die Westfront um einige Tage verschoben werden mußte, setzte Goebbels die größten Hoffnungen. Er war fest davon überzeugt, nun endlich über die verbalen Anstrengungen zur Totalisierung des Krieges hinaus zu konkreten Taten gelangen zu können (21. 6. 1944)⁷. Nach eigenem Bekunden stand Goebbels vor seinem „wichtigsten“ Gespräch mit Hitler während der gesamten Kriegszeit und vor einem der „ernstesten“, die er jemals mit ihm geführt hatte (22. 6. 1944).

⁶ Zit. nach Jay W. Baird (Hrsg.), *The Memoirs of Goebbels's Deputy, Dr. Werner Naumann (Chief of the Ministeramt and State Secretary, Reich Ministry for Public Enlightenment and Propaganda/Brigadeführer SS)*, 2 Vols. (unpublished). In diesem Zusammenhang führte Naumann weiter aus: „Ich kann mich erinnern, daß bei der langen Diskussion über die Frage, wann wir unsere Denkschrift über die ‚Notwendigkeit einer Beendigung des Krieges‘ dem Führer überreichen, Goebbels mir oft entgegenhielt: ‚Lieber Naumann, es haben sich schon so viele beim Führer den Mund verbrannt, und zum Schluß hat sich immer herausgestellt, daß der Führer doch Recht hat. Ich weiß jetzt im Augenblick nicht, was der Führer vorhat, aber ich bin überzeugt, daß er Erfolg und damit Recht behalten wird.‘ – Diese Meinung war mir gegenüber nicht gespielt, das war seine tiefste Überzeugung.“ Und in bezug auf die „geistige Potenz“ von Goebbels und Hitler: „Es ist eigentlich kaum zu verstehen, daß ein Mann wie Goebbels Hitler gegenüber so wenig Zivilcourage hatte. Goebbels war persönlich sehr tapfer. Ich kenne ihn aus der Zeit vor 1933, wo er unbewaffnet, nur von wenigen SA-Männern begleitet, mitten durch die Kommunisten-Menge ging, auch durch die superroten Straßen fuhr, wobei er von allen Seiten bedroht wurde. Wurde es zu wild, dann stieg er sogar aus dem Auto, setzte sich an die Spitze der marschierenden Kolonne und marschierte mit ihr durch den Wedding. Diese Haltung hat ihm ja auch seinen guten Ruf bei seinen Anhängern eingebracht. Genauso war es im Krieg. Mir ist als altem Frontsoldaten manchmal himmelangst geworden, wenn wir während eines Luftangriffs durch Berlin fuhren, und ich nicht nur die Sorge hatte, daß wir in irgendeinem Trichter landen, weil die Bomben vor und hinter uns explodierten. Der Mann kannte keine Angst; aber er hatte wenig Zivilcourage Hitler gegenüber.“ Naumanns Erklärung dafür lautete: „Goebbels hatte Hitler gegenüber . . . bis zum Schluß seines Lebens die Rolle eines Jüngers gegenüber dem Herrn gespielt. Hitler war für Goebbels der große Prophet.“

⁷ Zur Vorgeschichte und zu Goebbels' gescheiterten Versuchen, eine Totalisierung des Krieges in die Wege zu leiten, vgl. vor allem Herbst, *Totaler Krieg*, S. 207 ff.; Willi A. Boelcke, *Die Verwaltung im Zweiten Weltkrieg*, in: *Deutsche Verwaltungsgeschichte*, Bd. 4, Stuttgart 1985, S. 1114 ff.

Diese Stimmung schlug sich im Tagebuch in einem ungewöhnlich pessimistischen Ton nieder: „Wenn ich mir an einem solchen Tage die Gesamtbilanz der militärischen Entwicklung vor Augen halte, und zwar sowohl im Westen wie im Süden wie an der Karelien-Front als auch in der Luft, so wird mir leicht schwindlig vor den Augen. Man braucht sich nur auszurechnen, wie eine solche Entwicklung sich auf ein Jahr übertragen ausdehnen wird, um leicht feststellen zu können, wie kritisch doch augenblicklich die Situation bestellt ist“ (21. 6. 1944). Und tags darauf: „Eine Last von Sorgen liegt auf mir, die schon am frühen Morgen wieder beginnen. Man wird es allmählich müde, sich mit diesen Sorgen abzuschleppen“ (22. 6. 1944). Goebbels befand sich inmitten vorbereitender Besprechungen für die große Unterredung mit Hitler, als die Meldung von einem schweren amerikanischen Bombenangriff auf das Zentrum von Berlin eintraf und seine Sorgen vertiefte. Zwar blieben Goebbels' Ministerium und Wohnhaus „gänzlich unversehrt“, aber die alte Reichskanzlei, das Zeitungsviertel und die Gegend Unter den Linden erlitten „schwerste Schäden“, Dom und Schloß standen in Flammen (22. 6. 1944).

Wie viele wichtige Gespräche Hitlers, so fand auch jenes mit Goebbels in der großen Halle, deren Fenster den oft beschriebenen Ausblick auf die Bergwelt boten, statt. Anschließend diktierte Goebbels für sein Tagebuch: „Im großen und ganzen führe ich alle die Argumente an, die ich in meinem Leitartikel für das ‚Reich‘⁸ niedergelegt habe. Ich trage ihm alle Bedenken gegen einen durch nichts [b]egründeten Optimismus, um nicht zu sagen Illusionismus, vor und übe an den Personen schärfste Kritik. Vor allem beklage ich mich d[arüber,] daß der totale Krieg bei uns nur eine Phrase [dar]stelle und in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sei. Dieser Meinung wären nicht nur ich, sondern weite Kreise im deutschen Volk, und zwar die besten. Die Krise, in der wir augenblicklich lebten, müsse erkannt werden, ehe man sie überwinden könne . . . Vor allem sei es notwendig, eine Reform der Wehrmacht an Haupt und Gliedern vorzunehmen. Der Führer habe jetzt einen Scharnhorst und einen Gneisenau, nicht aber einen Keitel und einen Fromm nötig. Das Führungsper[sonal der Wehr]macht müsse gewechselt werden; daneben aber s[ei es] notwendig, die Wehrmacht selbst zu reformieren [und] ihren zum Himmel schreienden Menschenluxus schnellstens abzustellen. Ich erkläre mich dem Führer gegenüber bereit und in der Lage, durch Maßnahmen einschneidendster Art ihm eine Million Soldaten zur Verfügung zu stellen, und zwar dadurch, daß ich die Organisation der Wehrmacht sowohl wie das zivile Leben rigoros auskämme . . ., denn es sei nun kurz vor 12“ (22. 6. 1944).

Offensichtlich von dem Gefühl geleitet, seine Katastrophenschilderung könnte dem kritikentwöhnten Hitler zu weit gegangen sein, betonte Goebbels am Ende seiner Ausführungen, sein „Realismus“ sei nicht mit „Defaitismus“ und seine „Sorge um das Vaterland“ keinesfalls mit „Schlappmacherei“ zu verwechseln. Erleichtert konnte er aber feststellen, daß Hitler ihm „sehr ausführlich, sehr gewissenhaft, sehr gründlich und vor allem aus seinem ganzen Herzen heraus“ antwortete (22. 6.

⁸ Der Artikel erschien erst Tage später in „Das Reich“ vom 2. 7. 1944.

1944). Das hieß im Klartext, Hitler hatte eine seiner typischen Suaden über Goebbels ergossen, ihm die Gesamtgeschichte der deutschen Wehrmacht seit den Anfängen in der Reichswehr geschildert und behauptet, daß darüber die gründliche nationalsozialistische Schulung zu kurz gekommen sei. Hitler war sich laut Goebbels darüber im klaren, daß ein „Teil der Generalität Gegner des Nationalsozialismus“ sei, „denn sie seien niemals durch unsere Vorstellungen hindurchgegangen“. Auf dieses Potential aber während des Krieges zu verzichten, „sei ein Unding“, hielt Hitler dem Zivilisten Goebbels entgegen. „Selbstverständlich wisse er auch, daß Generaloberst Fromm ein reiner Techniker sei; solange man ihn aber nur durch einen anderen Techniker ersetzen könne und man zu seinem Ersatz nicht ein organisatorisches Genie zur Verfügung habe, müsse man ihn belassen. Dasselbe sei bei Keitel der Fall.“ Goebbels will diese Behauptung Hitlers „energisch“ in Frage gestellt haben. Und auf sein Angebot, eine Million neue Soldaten auszuheben, habe Hitler bemerkt: „Soldaten allein könnten ihm nicht viel nützen; er müsse sie ausbilden und bewaffnen. Dafür habe er Ausbildungspersonal und Waffen nötig, und die könne er nur bis zu einem gewissen Umfange schaffen.“ Damit leitete Hitler auf das „große Verdienst“ Speers über, dem er es zu verdanken habe, daß die neu aufgestellten Divisionen auch bewaffnet werden könnten.

Nach einigen weiteren Gesprächswendungen drehte Hitler schließlich auf das führungsinterne Dauerthema ab, das „Versagen“ Görings: „Die Luftwaffe selbst mache eine außerordentlich schwere Krise durch, und zwar nicht nur materiell, sondern auch moralisch. Göring habe sie technisch langsam verkommen und ins Hintertreffen ge[raten las]sen, und zwar gegen den Willen und die bessere [Ein]sicht des Führers. Der Führer habe sich aber, wei[l] Göring und seine gesamten Jagdmatadore anderer Meinung waren, demgegenüber nicht durchgesetzt. Der Führer erklärt mir, wie schwer es ihm gewesen sei und heute noch wäre, sich gegen die Luftwaffengeneralität durchzusetzen, denn hier sei er leider nicht als Fachmann angesehen, während er in der Panzerwaffe mit seinem fachmännischen Urteil absolut dominiere. Der größte Fehler, den Göring mache, sei, daß er sich nicht orientiere, daß er nur das Angenehme hören wolle, daß er den Dingen nicht auf den Grund gehe, daß er seine Umgebung dazu erzogen habe, ihm nur glückliche Nachrichten zu bringen, [Göring] infolgedessen in einem Reich völliger Illusion[en] lebe. Infolgedessen habe er die Luftwaffe in d[ie] schwerste Krise dieses Krieges hineingeführt, un[d] das, was heute aus der Luftwaffe geworden sei, könne nur mit eigenem absoluten Versagen bezeichnet werden. Auch hier müsse also die Reform einsetzen, nicht nur beim Heer. Diese Reform sei schon in die Wege geleitet. Beim Heer habe sie auch bereits erkleckliche Erfolge gezeitigt. Es sei nicht an dem, daß alles seinen gewohnten Gang gehe, sondern der Führer greife, wo er überhaupt Fehler entdecke, rigoros ein. Eine Unmenge von Todesurteilen – auch gegen hohe Offiziere – seien schon ausgesprochen und vollstreckt. Er handele ohne Säumen und lasse sich auf nichts mehr ein“ (22. 6. 1944).

Hitler hatte viel Zeit und Rhetorik aufgewandt, um Goebbels' Rigorismus zu dämpfen und ihn mit seinen Forderungen zur Intensivierung der Kriegsanstrengun-

gen ad calendae graecas zu vertrösten. Goebbels hielt das Ergebnis seiner Niederlage in der folgenden Passage fest: „Alles das zusammen bringt den Führer zu der Meinung, daß es im Augenblick noch nicht an der Zeit sei, sich mit einem großen Appell zum totalen Kri[eg] im wirklichen Sinne des Wortes an das deutsche Vo[lk] zu wenden. Er wolle sich vorläufig noch mit den b[is]her eingeschlagenen Methoden behelfen. Ich plädiere zwar leidenschaftlich dagegen und erkläre, daß es unter Umständen, wenn wir zu diesem Mittel griffen, zu spät sein würde; trotzdem aber kann der Führer sich im Augenblick mit meinen Vorschlägen nicht befreunden. Er glaubt, daß wir mit den Krisen, die wir augenblicklich durchleben, auf die bisher gewohnte Weise fertig werden. Allerdings, wenn noch schwerere Krisen einträten, würde er auch zu vollkommen anormalen Mitteln greifen . . . Der Führer sieht die Krise noch nicht als so stark und überzeugend an, daß sie ihn veranlassen könnte, die letzten Register zu ziehen“ (22. 6. 1944).

Doch Goebbels gab sich noch nicht geschlagen. Hartnäckig unterbrach er immer wieder Hitlers monologisch vorgetragene Kritik am Militär und plädierte für praktische Konsequenzen. Was selten geschah – Hitler vermochte Goebbels nicht zu überzeugen: „Die Organisation der Wehrmacht findet natürlich die schärfste Kritik des Führers. Er spricht von den alten Offizieren aus dem Weltkrieg, die bei Beginn des Krieges, statt daß man sie in ihrem wirtschaftlichen Beruf gelassen hätte, in die Wehrmacht hineingezogen wurden, wo jeder von ihnen sich einen Apparat aufgebaut habe. Diese Apparate sind da und können nur langsam und unter sehr starkem Druck zur Auflösung gebracht werden. Ich schlage vor, die Offiziere selbst abzubauen, damit ihre Apparate umso leichter zusammenfallen; aber der Führer erwidert mir darauf, daß er nicht wüßte, was er mit diesen Offizieren anfangen könnte. Die Wirtschaft wollte sie nicht, im Staatsleben könne man sie nicht gebrauchen; wo sollte man sie hinstellen. Ich gebe darauf zur Antwort, daß man schließlich nicht wegen 40- oder 50 000 unbrauchbarer Offiziere einen Riesenleerlauf in der Wehrmacht mit in Kauf nehmen könne; aber auch hier will der Führer sich zu weiteren Maßnahmen, die über das bisher verfolgte Maß hinausgehen, noch nicht verstehen. Jedenfalls wende ich alle meine Beredsamkeit auf, um dem Führer eindringlich meine Bedenken vor Augen zu führen. Er erklärt mir auch, daß er in dem Augenblick, in dem er zu den letzten Maßnahmen greifen wird, sofort mich zu sich bestellen würde, um mir große Vollmachten zu geben. Aber vorläufig will er eben den evolutionären und nicht revolutionären Weg gehen. Ich kann die Richtigkeit dieser Methode nicht ganz einsehen. Ich unterscheide mich mit dem Führer nicht so sehr in der grundsätzlichen Auffassung als in der Methodik, die heute zur Anwendung gebracht werden soll . . . Vor allem kann ich auch nicht verstehen, war[um der] totale Krieg nicht schon in Angriff geno[mmen] wird. Sollte tatsächlich die große Krise nicht eintreten, so ist es ja immer besser, Reserven im Rücken zu haben, als daß man es einfach darauf ankommen läßt“ (22. 6. 1944).

Selbst nach dieser definitiven Absage – Hitler hatte eingehend die politische und militärische Lage erörtert – kam Goebbels starrsinnig auf sein Anliegen zurück und handelte sich eine abermalige Ablehnung seiner Vorschläge ein, nun allerdings

gemildert durch Hitlers Versicherung, er freue sich, „so radi[kale] und durchgreifende Ideen und Vorschläge“ zu hören. Hitler versprach, er werde bei einer Verschärfung der Krise „auf alle diese Pläne zurückgreifen“; Goebbels werde dann „sein nächster Berater“. Nach Stunden unter vier Augen brachte Goebbels seinem Diktat zufolge den „Wunsch zum Ausdruck, daß es dann hoffentlich nicht zu spät sein möge“, beruhigte sich dann aber selbst mit dem Hinweis, Hitler habe bisher noch immer instinktiv den richtigen Moment gewählt.

Goebbels' Dilemma bestand darin, daß er demjenigen das Plazet für seinen Griff nach der inneren Führung abringen wollte, der sie nur scheinbar nicht wahrnahm. Nach einer Abfuhr, wie der Propagandaminister sie hatte hinnehmen müssen, hätte ein unabhängiger Kopf den – das sah auch Goebbels – zumindest physisch maroden „Führer“ alleine oder im Verein mit Gleichgesinnten wenn nicht beiseitegestellt, so doch umgangen. Nicht so Goebbels. Dieser dokumentierte wieder einmal sein Selbstverständnis als „Jünger“ und notierte mit Eifer ihm zugetragene Äußerungen, wie sehr dem „Propheten“ sein „radikaler Standpunkt“ gefallen habe; daß er „zu den wenigen gehöre, auf die er sich immer verlassen könne, und daß, wenn einmal ganz große und entscheidende Handlungen zu vollziehen wären, er immer“ auf ihn „als ersten zurückgreifen würde“ (24. 6. 1944). Nicht gegen, sondern mit Hitler wollte Goebbels sein Vorhaben verwirklichen. Eitelkeit führte seine Feder, als er nochmals festhielt: „Ich kann mich also der Hoffnung schmeicheln, daß, wenn einmal die große Krise eintreten würde, das Programm, das ich seit langem propagiere, auch zur Durchführung kommt“ (24. 6. 1944).

Die große Krise kam eher als erwartet. Sie hatte ihre Ursachen weniger in den erfolgreichen Offensiven der Alliierten als in dem Attentat des 20. Juli 1944, das die nationalsozialistische Führung völlig überraschte. Es setzte in der braunen Führungsspitze längst lahmegelegte Handlungspotentiale frei, gab es damit doch endlich wieder einen greifbaren politischen Gegner, den es zu vernichten galt. Insbesondere bei Hitler trat dieser Effekt ein, und nun griff er auch auf Goebbels' Totalisierungspläne zurück: Radikalität und rigoroser Vernichtungswille waren angesagt, und dafür war im innersten Führungszirkel kaum einer besser ausgewiesen als der Propagandaminister. Die haßerfüllte Energie, die Hitler gegenüber den Generälen und Offizieren entlud, fand ihre perfekte Entsprechung bei dem ebenso haßgesteuerten Goebbels. Im Moment höchster Bedrohung rekurrierte Hitler auf den krisenbewährten Propagandisten, der nun nach jahrelanger Abseitsstellung ein schaurig-glänzendes ‚Comeback‘ feierte.

Nicht ahnend, daß ihm ein „Offiziersputsch“ die Arbeit abnehmen würde, hatte sich Goebbels zur Erlangung dieser Position mit einigen aus der FührungscREW verbündet, um wenigstens den sogenannten Dreierausschuß (Bormann, Lammers, Keitel) kaltzustellen und durch eine neue Mannschaft abzulösen. Zu seinem Hauptverbündeten wurde Speer. Einen Tag nach seinem letzten Gespräch mit Hitler verschlechterte sich die Lage durch die sowjetische Sommeroffensive weiter. Kurz darauf notierte dazu Goebbels in sein Tagebuch: „Die Prognosen, die unsere Generalität von der Ostfront gestellt hatte, haben sich nicht bewahrheitet. Man kann wie-

derum im Osten feststellen, zu welchen ungeheuren Effekten eine totale Kriegführung führen kann. Die Bolschewisten tun das, was wir bisher versäumt haben, nämlich ein ganzes Volk für den Krieg zu erziehen und einzusetzen. Wir schonen uns zu viel; un[d] unsere Mißerfolge sind zum großen Teil Folgen dieser falschen Schonung, die wi[r] uns selbst angedeihen lassen. Wenn ich mir vorstelle, was heute im deutschen Volke noch an überflüssigem Tand und Luxus vorherrscht, wieviel überflüssige Arbeit noch getan wird, an wie vielen Arbeiten drei statt einem oder keinem beschäftigt sind, dann habe ich ein plastisches Bild des Versagens unserer inneren Organisation zur Ausschöpfung unseres gesamten Kriegspotentials“ ([26]. 6. 1944).

Mit Speer, dessen Ansehen bei Hitler während seiner langen Krankheit gesunken, nach der Rückkehr durch neue Rüstungserfolge aber bald wiederhergestellt war, verband Goebbels nach eigener Einschätzung eine „wunderbare“ Zusammenarbeit. Wie zu Anfang des Jahres 1943 machte er ihn deshalb erneut zu seinem Kombattanten in der Totalisierungsfrage. Bis zwei Uhr nachts besprachen sich die beiden am 10. Juli, und dabei wurde deutlich, daß auch Speer der Meinung war, „daß noch einige Millionen Arbeitskräfte un[d] Soldaten aus dem deutschen Volke herausgezogen werden könnten, wenn wir nicht nur vom totalen Krieg redeten, sondern ihn praktisch durchführten“ (11. 7. 1944). Speer meinte zu wissen, daß Hitler inzwischen für die Notwendigkeit eines totalen Krieges viel eher zu haben sei als zum Zeitpunkt von Goebbels' Demarche. Aber Goebbels scheute vor einem nochmaligen mündlichen Vortrag zurück und entschloß sich statt dessen zu einer Denkschrift. Speer wollte ebenso verfahren; eine gemeinsame Denkschrift schlossen sie wegen des möglichen Verdachts einer Komplizenschaft aus.

Beiden Denkschriften war keine unmittelbare Wirkung beschieden; sie wurden von den Ereignissen überrollt. Zwei Tage nach dem Attentat fand in Lammers' Feldquartier eine schon vorher anberaumte Ministerbesprechung zum Thema „totaler Kriegseinsatz“ statt⁹. In seinem Tagebuch referierte Goebbels, der durch seine Kaltblütigkeit bei der Niederschlagung des Aufstandes an Gewicht gewonnen hatte, was Lammers, er selbst, Keitel, Bormann, Funk und Sauckel zum Thema zu sagen hatten. Als ihm die Diskussion zu zerfließen schien, riß er das Wort an sich: „Speer spricht noch zu seiner Denkschrift. Seine Ausführungen sind etwas tolpatschig und erregen bei vielen Teilnehmern Opposition, so daß daraus eine unangenehme Diskussion entsteht. Vor allem die von Speer angegebenen Zahlen werden von verschiedensten Seiten angezweifelt. In der sich daraus ergeben[den] Aussprache entsteht hier und da eine etwas kritische Situation, und es ist die Gefahr gegeben, daß die ganze Diskussion in ein endloses Palaver ausartet, vor allem da Sauckel in sie ein-

⁹ BA, R 43 II/664 a Bl. 82 ff., Protokoll zur Chefbesprechung am 22. 7. 1944; abgedruckt bei Wolfgang Bleyer, Pläne der faschistischen Führung zum totalen Krieg im Sommer 1944, in: ZfG 17 (1969), S. 1326 ff.; vgl. auch Dieter Rebenisch, Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1989, S. 513 ff.; Peter Longerich, Joseph Goebbels und der Totale Krieg. Eine unbekanntene Denkschrift des Propagandaministers vom 18. Juli 1944, in: VfZ 35 (1987), S. 289–314; die Denkschrift spielte bei der Chefbesprechung keine Rolle.

greift und mit einem hohlen Pathos seine etwas weichlichen Ansichten zum besten gibt. Funk benimmt sich auch nicht gerade sehr geschickt. Er geht auf diese Debatte der Einzelheiten ein, die ich unter allen Umständen vermieden sehen möchte, da es mir unbedingt darauf ankommt, erst einmal Vollmachten zu bekommen; denn erst wenn diese Vollmachten gegeben sind, kann man an die Behandlung der sachlichen Probleme herantreten. Ich lenke deshalb die Diskussion wieder auf diese Frage zurück, schlichte die entstandenen Gegensätze, veranlasse Speer, seine Denkschrift als nicht mehr diskutabel zurückzuziehen.“ Zum Ergebnis der Konferenz heißt es: „Alle teilnehmenden Herren sind der Meinung, daß der Führer größte Vollmachten ausgeben muß, und zwar einerseits für die Wehrmacht, andererseits für Staa[t] und öffentliches Leben. Vorgeschlagen werden dafür Himmler für die Wehrmacht, ich für Staat- und öffentliches Leben. Bormann soll entsprechende Vollmachten bekommen, um die Partei in diesen großen Totalisierungsprozeß einzuspannen, und Speer habe bereits die entsprechenden Vollmachten, um den Rüstungsprozeß zu intensivieren. Wir wollen beim Führer am Sonntag gemeinsam vorstellig werden.“ Goebbels' Kommentar dazu: „Wenn wir das, was in der Sitzung bei Lammers beschlossen worden ist, beim Führer erreichen, so ist damit praktisch eine innere Kriegsdiktatur eröffnet. Ich fühle mich stark genug, diese auszufül[le]n und die Vollmac[h]ten so auszunutzen, daß e[in] gr[ößt]möglicher Kriegseffekt dabei herauspringt“ (23.7.1944).

Festzuhalten ist: Hitler blieb auch in dieser Runde sakrosankt, sein Führungsanspruch unangetastet. Keiner der Teilnehmer, auch nicht Goebbels, der noch am ehesten so etwas wie Realitätssinn erkennen ließ, kam auf die Idee, sich angesichts der katastrophalen Lage gegen Hitler aufzulehnen; vielmehr gaben sich alle von der Notwendigkeit überzeugt, mit ihren Vorschlägen bei Hitler „vorstellig“ werden zu müssen. Drei Tage nach der Konferenz, am 25. Juli, ernannte Hitler seinen Propagandaminister zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz¹⁰. Goebbels triumphierte, durfte er doch mit Sicherheit davon ausgehen, daß diese Ernennung als faktische Schwächung Speers zu werten war und als Affront gegen Göring. Letzterer hatte dies auch so verstanden und sich gekränkt nach Karinhall zurückgezogen, wo ihn wochenlang niemand dazu bewegen konnte, das Führerhauptquartier aufzusuchen. Freilich vermochte auch Goebbels' brachialer Eifer die nahende Niederlage nicht aufzuhalten.

Das Attentat hatte seine Schatten auf die innere Führungsstruktur des Dritten Reiches geworfen. Goebbels hielt Hitlers wütende Reaktion auf den versuchten Staatsstreich in seinem Tagebuch fest: „Der Führer ist außerordentlich aufgebracht gegen die Generalität, insbesondere die des Generalstabs. Er ist fest entschlossen, nun ein blutiges Beispiel zu statuieren und eine Freimaurerloge auszurotten, die uns seit jeher feindlich gesonnen ist und nur auf den Augenblick gewartet hat, um uns in der kritischsten Stunde des Reiches den Dolch in den Rücken zu stoßen. Das Straf-

¹⁰ RGBI. I, S. 161f. Zu den Einschränkungen, denen Goebbels dabei ausgesetzt war, vgl. Rebenitsch, Führerstaat, S. 516ff.

gericht, das jetzt vollzogen werden muß, muß geschichtliche Ausmaße haben.“ Und weiter diktierte Goebbels: „Die Folgen des Attentats werden sicherlich sehr weitgehend sein. Zuerst wird die Reinigung stattfinden. Der Führer ist entschlossen, den ganzen Generalsklan, der sich gegen uns gestellt hat, mit Stumpf und Stiel auszurotten, um damit die Wand niederzubrechen, die von dieser Generalsclique künstlich zwischen dem Heer einerseits und Partei und Volk andererseits aufgerichtet worden ist. Zweifellos ist dieser Ausrottungsprozeß mit einer momentanen Krise verbunden, ähnlich den Krisen, die bisher immer mit den Putschen innerhalb der Partei oder des Staates verbunden gewesen sind. Ich mache den Führer darauf aufmerksam, daß sowohl die verschiedenen Strasser- und Stennes-Krisen als auch der Röhms-Putsch am Ende zu einer ungeheuren Stärkung des nationalsozialistischen Regimes geführt haben. Das wird auch hier der Fall sein. Ich sehe deshalb außerordentlich vertrauensvoll in die Zukunft. Wir müssen jetzt noch eine schwierige Zeit durchschreiten; aber dann werden wir über den Berg hinüber sein. Zweifellos wird Himmler aus der Wehrmacht ungeheure Kräfte freimachen[,] und gibt man mir die entsprechenden Vollmachten, so wird mir dasselbe auch im zivilen Leben gelingen. Den Staatsapparat werde ich mit eiserner Hand durchforsten, um hier wieder klare Kompetenzen zu schaffen und einen dem Kriegsablauf schädlichen Leerlauf zu vermeiden. Kurz und gut, die Dinge liegen so, daß, wenn wir jetzt richtig zugreifen, wir meiner Ansicht nach die Krise des Krieges überwunden haben“ (23.7. 1944).

Krisen hatten Goebbels von jeher zu großer Form auflaufen lassen, Krisenmanagement war seine ureigene Domäne. Diese „Generalskrise“ aber bedeutete für ihn qualitativ noch etwas anderes als die so zahlreichen politischen und vor allem militärischen Krisen des Jahres 1944: Hitler näherte sich ihm wieder mit einer Vertraulichkeit, die nur mit der Beziehung in den Kampfjahren vergleichbar war. Das riß Goebbels zu den aus früheren Jahren bekannten Adorationsformeln hin: „Ich habe ihn nie von einer so innerlichen Wärme gesehen wie an diesem Tage. Man muß ihn direkt lieb haben. Er ist das größte geschichtliche Genie, das in unserer Zeit lebt. Mit ihm werden wir zum Siege kommen, oder mit ihm werden wir heroisch untergehen“ (23.7. 1944).

Goebbels' Bewunderung für Hitler hatte im Laufe der einander ablösenden Krisen bis zum Sommer 1944 an Intensität stark nachgelassen. Gerade in der Beurteilung des militärischen Geschehens waren Hitler und Goebbels häufig unterschiedlicher Auffassung, und Goebbels' Bewunderung für das ‚Feldherren-genie‘ beschränkte sich oft nur noch auf die Momente, in denen dieses bei extrem krisenhafter Frontlage „souveräne Haltung“ bewies. Wie schwer es ihm mitunter gefallen sein muß, das körperliche Wrack Hitler in einen vor Aktivität berstenden „Führer“ umzustilisieren, dessen zum Teil absurde Platitüden in große wegweisende Pläne umzumünzen, kurz, den Führer-Mythos bei sich selbst wieder in Wirkung zu setzen, läßt ein Auszug aus einer Tagebuch-Eintragung von 6. Juni 1944 ahnen: „Man meint aus der Entfernung, in ihm einen schwergeprüften, tiefgebeugten Mann vorzufinden, dessen Schultern unter der Last der Verantwortung zusammenzubrechen drohen, und in Wirklichkeit tritt einem eine aktive und entschlußfreudige Persön-

lichkeit gegenüber, die sich nicht das geringste von Depression oder von seelischer Erschütterung anmerken läßt. Auch die Pläne, die der Führer mir für die nähere und weitere Zukunft des Krieges entwickelt, sind groß gefaßt und zeugen von einer außerordentlich tiefgründigen Phantasie. Der Führer ist heute der Überzeugung, daß man mit England nicht zu einem Arrangement kommen kann. Er hält England für verloren und ist deshalb auch entschlossen, ihm, wenn er auch nur die geringste Gelegenheit dazu bekommt, den Todesstoß zu versetzen. Wie er das im einzelnen durchführen wird, ist mir zwar im Augenblick noch unerfindlich; aber der Führer hat ja tausendundeine Gelegenheit geschaffen, um Pläne, die im Augenblick absurd klangen, in späterer Zukunft doch zu verwirklichen.“

Solchen Schwankungen zwischen realistischen Zweifeln und ersehnter Bewunderung setzte das Stauffenberg-Attentat ein Ende. Es ließ die alte Atmosphäre wieder entstehen und umgab Hitler erneut mit einer gottähnlichen Aura, in der Goebbels zu seiner alten, für ihn lebensnotwendigen Hitler-Adoration zurückfinden konnte. Die Wende wird im Tagebuch deutlich, wenn Goebbels von seinem ersten Zusammentreffen mit Hitler nach dem Attentat berichtet: „Ich bin auf das tiefste ergriffen, ihn so heil und gesund vor mir zu sehen. Die Begrüßungsszene entbehrt nicht einer gewissen Feierlichkeit. Ich habe [das] Empfinden, in ihm vor einem Menschen zu stehen, [der] unter Gottes Hand arbeitet“ (23. 7. 1944). Hitler zeigte ihm den Raum, in dem Stauffenbergs Bombe explodiert war, und Goebbels hielt ehrfürchtig fest, was Hitler ihm erzählte: Hitler habe nach dem Attentat „zuerst bei sich selbst festgestellt, daß er noch im Besitz, wie er sagt, seines Kopfes, seiner Augen, seiner Arme und seiner Beine war. Dann habe er weiter festgestellt, daß er sich bewegen konnte, und dann nach der ersten Schockwirkung versucht, unter allen Umständen ins Freie zu kommen, da er [...] von Flammen eingehüllt war. Das sei ihm auch gelungen. Bei dem Versuch, aus dem Raum herauszugehen, sei Keitel ihm entgegengestürzt und ihm weinend in die Arme gefallen“ (23. 7. 1944).

Der 20. Juli 1944 bildete fortan einen roten Faden in Goebbels' Tagebuch. Jede neue Information über die Hintergründe des gescheiterten Aufstandes oder über einen seiner Teilnehmer veranlaßte Hitler zu langen Tiraden über die „Verräterclique“. Zu Recht stellte Goebbels ein paar Monate später fest, der 20. Juli sei zu Hitlers Lieblingsthema geworden, um sogleich eine übergeordnete historische Begründung nachzuschieben: „In der Tat ist ja der 20. Juli nicht nur der tiefste Tiefpunkt unserer Kriegskrise, sondern der Stichtag unserer Wiedererhebung“ (4. 12. 1944). Hitler wie Goebbels eignete monströse Realitätsflucht, wenn auch in graduell unterschiedlicher Ausprägung. Wie falsch ihre Prognosen waren und welchem Ausmaß an Illusionismus sie jeweils unterlagen, läßt sich an ihrer Perzeption der Kriegsentwicklung in diesem Krisenjahr gut verfolgen.

II.

Bereits Anfang des Jahres 1944 verdichteten sich bei Hitler und Goebbels die Befürchtungen, daß es infolge der ungünstigen Kriegslage in absehbarer Zeit zum Abfall des einen oder anderen Verbündeten des Deutschen Reiches kommen werde. Insbesondere Finnland und Ungarn standen unter dem Verdacht des Bündnisverrats. Für den Fall, daß Finnland die sowjetischen Waffenstillstandsbedingungen annehmen sollte, beabsichtigte Hitler, dort militärisch einzuschreiten. Die Reaktion des „Führers“ auf die Ablösungsbestrebungen Ungarns beschrieb Goebbels unter dem 4. März so: „Im Zusammenhang mit der finnischen Angelegenheit ist der Führer jetzt auch fest entschlossen, die ungarische Frage zu lösen. Die Ungarn üben Verrat am laufenden Band. Er wird ihnen Dutzende Male nachgewiesen, aber sie reagieren nicht auf unsere Proteste. Der Führer hat nun keine Lust, die ungarischen Verhältnisse sich genau so zuspitzen zu lassen, wie die finnischen Verhältnisse sich zugespitzt haben. Der Verrat muß bestraft werden. Infolgedessen will der Führer jetzt handeln. Er will die ungarische Regierung absetzen und verhaften . . . Der Staatsstreich in Ungarn würde mit der Entwaffnung der Armee anfangen, wofür uns ausreichende Kräfte zur Verfügung stehen. Ist die Armee einmal entwaffnet, dann kann man an die Frage der ungarischen Aristokratie und vor allem des Budapester Judentums herangehen. Denn solange die Juden in Budapest sitzen, kann man mit dieser Stadt und auch mit dem Lande, insbesondere aber mit seiner öffent[lic]hen Meinung, nichts machen. Aus der ungarischen Armee können wir eine Unmenge von Waffen herausholen, die uns natürlich für die kommenden schweren Schlachten sehr gut zustatten kommen werden. Außerdem haben die Ungarn große Ölvorräte gehortet, die auch ausnahmslos in unsere Hand fallen würden. Dazu kommen noch Ölquellen, über die sie ja auch in ziemlichem Umfange verfügen, ganz zu schweigen von den Lebensmittelreserven, die zwar nicht schwer für uns zu Buch schlagen, aber immerhin etwas bedeuten.“

Abgesehen von der hier dokumentierten Beutementalität kleiner Gangster, ist in dieser Passage vor allem der Hinweis auf das ungarische Judentum von Bedeutung. Bereits vor der Besetzung Ungarns hatte Goebbels drohend festgestellt, in Ungarn befänden sich „700 000 Juden; wir werden sorgen, daß sie uns nicht durch die Lapen gehen“ (13. 3. 1944). In diesem Zusammenhang erinnerte sich Goebbels auch der etwa 6000 teils „privilegierten“, teils „geduldeten“ Juden, die noch in Berlin lebten. Er nahm sich vor, diese im Auge zu behalten und den Versuch zu machen, sie bei der „erstbesten Gelegenheit“ ([16. 3. 1944]) abzuschieben¹¹. Nach dem Ein-

¹¹ Unter den zahlreichen Passagen des Goebbels-Tagebuches, die sich auf die „Entfernung“ der Juden beziehen, sei nur auf einige wenige verwiesen. Unter dem 25. 7. 1938 hielt Goebbels nach einer Besprechung mit Hitler über die Judenfrage fest, Hauptsache sei, daß diese „in 10 Jahren“ aus Deutschland „entfernt“ seien. Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente, hrsg. v. Elke Fröhlich, München 1987, Teil I, Bd. 3, S. 490. Nach Kriegsausbruch notierte der Minister, „dieses Judentum muß vernichtet werden“, Tagebücher, 17. 10. 1939, S. 612. Nach einigen Meldun-

marsch deutscher Truppen in Ungarn am 19. März 1944, der von Goebbels weniger als militärische Besetzung denn als Anschluß wie im Falle Österreichs interpretiert wurde, galt die offizielle Version, Ungarn sei entschlossen, den Krieg „treu und unbeirrt“ an der Seite Deutschlands weiterzuführen. Der anfängliche Widerstand des Reichsverwesers Horthy in den ersten Tagen der Besetzung führte bei den deutschen Stellen zu der Überzeugung, sie hätten bei der ihnen vorschwebenden „Lösung der Judenfrage“ auch bei der neuen Regierung Widerstand zu gewärtigen. Es wurde deshalb zunächst eine langsamere Gangart eingeschlagen¹². Goebbels hielt dazu fest, die Juden in Ungarn könnten nicht wie vorgesehen verhaftet, sondern müßten vorerst in Ghettos gesperrt werden, doch der Reichspropagandaminister tröstete sich mit dem Gedanken, immerhin gäben sie gute Geiseln gegen feindliche Luftangriffe ab (23. 3. 1944).

Unmittelbar nach Eintreffen eines Sondereinsatzkommandos unter der Führung von Adolf Eichmann begannen dann die Massentransporte in die Vernichtungslager¹³. Bereits vier Wochen später konnte Goebbels festhalten: „Die antisemitischen Maßnahmen in Ungarn schreiten weiter fort. Die Juden haben augenblicklich besonders in Budapest nichts zu lachen. Aber es muß noch sehr viel getan werden, bis der Stand der Judenfrage in Ungarn dem im Deutschen Reich angepaßt ist“ (22. 4. 1944). Keine Woche danach stellte Goebbels befriedigt fest, Horthy stehe den „Reinigen des öffentlichen Lebens in Ungarn“ nicht mehr im Wege, sondern entwickle im Gegenteil eine „Mordswut auf die Juden“. Er habe nichts mehr dagegen einzuwenden, diese als Geiseln zu benutzen. Es seien mittlerweile „300 000 Juden in Ungarn“ in Konzentrationslager verbracht worden, angeblich vorgesehen für den Einsatz in schwierigen Programmen der Kriegsproduktion. „Jedenfalls“, so stellte Goebbels abschließend fest, „werden die Ungarn aus dem Rhythmus der Judenfrage nicht mehr herauskommen. Wer A sagt, [mu]ß B sagen, und die Ungarn haben einmal angefangen mit der Judenpolitik, sie können sie deshalb nicht [mehr] abbremsen. Die Judenpolitik treibt sich von [ein]em gewissen Zeitpunkt ab selbst. Das ist jetzt [bei] den Ungarn der Fall“ (27. 4. 1944). Wie er aus seinem Gespräch mit Hitler die feste Überzeugung gewann, dessen Judenhaß habe eher zugenommen als abgenommen, so resümierte er als gemeinsame Auffassung die Ansicht, daß eine „Politik auf weite Sicht in diesem Kriege“ nur verwirklicht werden könne, wenn man von der „Judenfrage“ ausgehe (27. 4. 1944). Gegenüber diesem programmatischen Diktum wirkte der Kommentar eine Woche später beinahe harmlos: „Auch die Judenfrage wird jetzt in Ungarn ene[r]gischer angefaßt. Ich dringe darauf, daß Maßnah-

gen, Berlin sei bald „judenfrei“, steht unter dem 11. 5. 1942 in seinem Tagebuch zu lesen, daß sich immer noch 40 000 Juden in Berlin aufhielten; IfZ-Archiv F 12/14, Goebbels-Tagebücher.

¹² Vgl. László Varga, Ungarn, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Die Dimension des Völkermords. Zur Zahl der jüdischen Opfer im Nationalsozialismus, erscheint voraussichtlich 1991.

¹³ Im einzelnen zur Vernichtung des Judentums in Ungarn Randolph L. Braham, The Destruction of Hungarian Jewry. A documentary account, New York 1963; Eugene Levai, Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry, Zürich 1948; Raul Hilberg, La Destruction des Juifs d'Europe, Paris 1988.

men gegen die Juden, die in Ungarn ergriffen werden, auch eine sachliche Begründung erfahren. Es ist nicht damit getan, daß man nur in der Presse mitteilt, was geschieht, sondern man muß es auch erklären. In Budapest beginnt man damit, die Juden in Ghettos zusammenzulegen[n.] Die Ghettos werden in der Nähe von Rüstungsfabriken errichtet, da hier wahrscheinlich Luftangriffe zu erwarten sind“ (4. 5. 1944)¹⁴. Damit reißen, von vereinzelt unbedeutenden Bemerkungen abgesehen, die Kommentare zur nationalsozialistischen Judenpolitik in Ungarn im Tagebuch ab.

Der von Goebbels nicht nur wegen seines radikalen Vorgehens gegen die Kirche und die Generalität, sondern auch wegen seines „ziemlich rigorosen“ (27. 4. 1944) Durchgreifens gegen die jüdische Bevölkerung heimlich bewunderte Generalissimus Josef Stalin hatte mit der sowjetischen Frühjahrsoffensive mittlerweile beträchtliche Erfolge zu verzeichnen gehabt. Im Kessel von Tscherkassy waren beispielsweise etwa 50 000 deutsche Soldaten eingeschlossen worden. Ohne vorherige Verständigung Hitlers hatte Generalfeldmarschall von Manstein Befehl zum Durchbruch gegeben. Im Schutze der Nacht und unter Hinterlassung von Waffen und Gerät konnten sich ungefähr 30 000 Mann zu den eigenen Linien durchschlagen. Von der nationalsozialistischen Propaganda wurde diese nächtliche Aktion zu einem großen militärischen Erfolg umgemünzt. Unbesehen übernahm Goebbels dazu offenbar schlicht die Berichte der Generäle, die aus dem Kessel von Tscherkassy ausgebrochen waren und die er zum Essen eingeladen hatte: „Sie erzählen mir wahre Wundertaten an Heldenmut, die unsere Truppen im Kessel vollbracht haben. Wir haben uns hier ein ganz falsches Bild von der dortigen Lage gemacht. Die 60 000 eingeschlossenen Soldaten haben weder an Lebensmittel- noch an Munitionsmangel gelitten. Das Gebiet, in dem sie eingeschlossen waren, entspricht der Größe Belgiens. Man kann sich also vorstellen, daß die Sowjets es nicht leicht gehabt hätten, sie wirklich wieder zu unterteilen, und das ist auch wohl der Grund, warum sie nicht vernichtet werden konnten. Der Durchbruch durch die feindlichen Linien geschah in der Nacht, und zwar mit der blanken Waffe. Es ist ein ausgesprochener Überraschungscoup gewesen und deshalb wohl auch gelungen. Jedenfalls sind unsere Verluste in diesem Kessel nicht größer als bei einer normalen schweren Schlacht. Die Herren erklären mir, daß sie mindestens 90% ihres Mannschaftsbestandes aus dem Kessel herausgebracht haben“ ([22. 2. 1944]). Die Wirklichkeit sah anders aus¹⁵.

¹⁴ Diese Passage muß vor folgendem Hintergrund gesehen werden: Am 4. Mai 1944 endete die Konzentrierung der Juden aus der ersten Zone, bei fünf weiteren Zonen stand in kürzester Frist dieselbe Konzentrierung bevor. Am 15. Mai begannen die ersten Deportationen. Bis zum Ende des Horthy-Regimes am 15. 10. 1944 wurden 444 152 Juden aus Ungarn deportiert; vgl. Varga, Ungarn. Zur Judenpolitik der Nachfolgeregierung vgl. Margit Szöllösi-Janze, Die Pfeilkreuzlerbewegung in Ungarn, München 1989, S. 426 ff.

¹⁵ „In Wirklichkeit waren zwei weitere Armeekorps zerschlagen worden. Die Schlacht von Tscherkassy gab den Russen die Möglichkeit, die im Süden stehenden deutschen Armeen zu isolieren, sie ans Schwarze Meer zu drängen und zu vernichten.“ So Raymond Cartier, Der Zweite Weltkrieg

Anfang März registrierte Goebbels mit Bewunderung die trotz der ungünstigen Geländebedingungen imposanten Fortschritte der sowjetischen Offensive. Man könne „immer nur staunen“, schrieb er in sein Tagebuch, „was Stalin aus seinen doch schon stark dezimierten Truppen“ noch heraushole. An der ganzen Front herrsche „jetzt König Schlamm“, weshalb sich die Wehrmacht eine Ruhepause erhofft habe (6. 3. 1944). „Die Sowjets“ hätten es aber „trotz des schlechten Wetters fertiggebracht, hier hundert Kilometer vorzurücken“. „Man muß nur immer wieder staunen“, wiederholte Goebbels, „welche Reserven Stalin noch ins Feld führen kann und wie doch die Sowjets in der Lage sind, Schwierigkeiten, von denen man im allgemeinen annimmt, daß sie unüberwindlich seien, am Ende doch zu überwinden. Wenn wir endgültig hinter den Bug zurückmüssen, dann wird eine sehr ernste Krise für unsere Truppen auf der Krim entstehen . . . Jedenfalls steht fest, daß von einer Ruhe an der Ostfront überhaupt nicht geredet werden kann. Ganz im Gegenteil, wir haben allzu großes Vertrauen auf die Schlammperiode gesetzt, und dies Vertrauen wird durch die Ereignisse in keiner Weise gerechtfertigt“ (10. 3. 1944).

Ganz anders die Reaktion Hitlers, dem die Entwicklung an der Ostfront nach dem Eindruck des Ministers offenbar „innerlich und äußerlich“ nichts anzuhaben schien. Er verfüge über eine „souveräne Ruhe“, notierte Goebbels unter dem 14. März 1944 nach einem Gespräch mit Hitler: „Die Ostlage beurteilt der Führer ruhig und bestimmt. Er wird, so glaubt er, mit den Belastungen und Krisen fertig, was ich ihm auch absolut zutraue. Wir werden zwar wieder einmal Haare lassen müssen, aber ein strategischer Erfolg großen Ausmaßes wird den Sowjets versagt bleiben.“ Trotz des Hitlerschen Optimismus gelang es Goebbels aber nicht vollständig, seine Zweifel zu unterdrücken. Er schätzte die sogenannte Russen-Angst vieler Landsler, die Furcht vor den sowjetischen Panzerrudeln und vor der Überlegenheit der Sowjetunion (die vor allem auf der „Zahl ihrer Menschen“ und der „Primitivität ihres Geräts“ beruhe) im allgemeinen ziemlich realistisch ein. Hitler hingegen entwickelte seinem Minister gegenüber ans Absurde grenzende Gedanken: „Der Führer möchte jetzt geradezu, daß die Invasion käme, um im Westen in einer relativ kurzen Zeit tabula rasa machen zu können. Dann, glaubt er, habe er genügend Divisionen frei, um im Osten wieder aktiv zu werden. Er geht sogar heimlich mit dem Plan um, eine Reihe von Divisionen aus dem Westen zum Schein zurückzuziehen, um die Engländer und Amerikaner hereinzulocken und sie dann, wenn sie kommen, blutig zurückzuschlagen“ (15. 3. 1944). Das ging selbst dem gläubigen Goebbels zu weit. Er nahm nicht an, daß die Alliierten mit ihren gut funktionierenden Nachrichtendiensten auf einen plumpen Trick dieser Sorte hereinfliegen könnten. Aber an den Plan Hitlers, wieder bis zum Dnjepr vorzustoßen, klammerte er sich, wenn er auch zweifelnd diktierte: „Aber wer wagt im Augenblick daran zu denken!“ (15. 3. 1944). Trotzdem, Goebbels hatte sich durch das Gespräch mit Hitler für die nächsten Wochen wieder einmal mit einer ausreichenden Portion Illusionismus versorgt.

1939–1945, München 1967, Bd. 2, S. 702; vgl. Lothar Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg. Kriegführung und Politik*, München 1982, S. 259.

Einen Monat später erhielt er von seinem „Führer“ die nächste Dosis, und entgegen jeglicher Realität dikutierte er hoffnungsvoll in sein Tagebuch, Hitler meine, er habe „die Ostfront zum Stehen gebracht“ (18. 4. 1944). Diese selbstsichere Lagebeurteilung Hitlers riß Goebbels zu dem Ausruf „das wäre wunderbar“ hin, und hoffnungsfroh notierte er, Hitler wolle auf jeden Fall wieder offensiv werden, „wann, das allerdings könne“ dieser „im Augenblick noch nicht sagen“ (18. 4. 1944). Aufgrund gewisser waffentechnischer Neuerungen glaube Hitler aber, „spätestens bis Ende des Sommers . . . die Krise des Ostens restlos überwinden zu können“ ([18. 4. 1944]).

Im Vergleich zu dem oben erwähnten überheblichen Gedankenspiel Hitlers, die Vernichtung der alliierten Armeen bald nach der Invasion dafür zu nutzen, um im Osten mit einer dann genügenden Anzahl von Divisionen rasch wieder aktiv werden zu können, nahmen sich die Prognosen des britischen Feldmarschalls Montgomery, die von Goebbels als schiere „Invasionsprahlerei“ bezeichnet wurden, sehr realistisch aus. Danach sei damit zu rechnen, daß nach der Invasion der Krieg gegen Deutschland möglicherweise noch ein volles Jahr andauern werde. Bei Hitler und Goebbels herrschte in bezug auf die Invasion größte Unsicherheit, die nur noch von beider Überheblichkeit übertroffen wurde. Sie wußten weder wann, noch wo die Westmächte auf dem Kontinent landen würden. Ihre Argumentation erscheint völlig beliebig. Das eine Mal bewiesen sie sich die Unmöglichkeit einer Landung, das andere Mal das Gegenteil. Im April urteilte Goebbels, Churchill werde schon seines „gereiften Alters wegen keine absoluten Wahnsinnsakte“ mehr begehen – eine „Invasion wäre ein solcher“ (7. 4. 1944). Hitler sagte zehn Tage später, er glaube fest an eine Landung; sie komme vielleicht noch im Laufe des Monats. Zudem bekannte er sich zu der sicheren Überzeugung, daß sie mißlingen werde und er den Gegner „in hohem Stil zurückschlagen“ könne (18. 4. 1944). Da Hitler glaubte, infolge des Mißlingens der Invasion werde die Krise in England ein „rapides Tempo“ erlangen, erhoffte er sich von der Invasion nichts weniger als die Kriegsentscheidung im Westen. Aufgrund dieser positiven Analyse der Lage faßte Goebbels das Gespräch mit Hitler folgendermaßen zusammen: „Der Luftkrieg kann uns nicht mehr anhaben, als das bisher der Fall gewesen ist. Unsere Vergeltung liegt noch im Skat. Unsere Anti-Invasionstruppen stehen sprungbereit. Die Engländer und Amerikaner werden auf eine Küste in Panzern stoßen. Sie sollen also kommen! Ich bin sehr erfreut über die souveräne Ruhe, mit der der Führer diese Entwicklung kennzeichnet“ (18. 4. 1944).

Das Rätselraten über Ort und Zeit der Invasion verstärkte sich im Mai bei der deutschen Führung erheblich, trotzdem machte Goebbels sich vor, daß das Invasionsgerede lediglich bei den Alliierten täglich hysterischer würde. „Die Engländer und Amerikaner“, notierte er Mitte Mai, brächten „jeden Tag neue Meldungen, die uns die Fassung rauben sollen, so z. B., daß in England die Kirchen geöffnet würden, sobald der Tag D da sei, daß die Amerikaner ihre Freiheitsstatue wieder beleuchten wollen, um von dort aus mit Morsezeichen den Stand der Invasionsoperationen bekannt zu geben; kurz und gut, man tut so, als sei die Invasion bereits

gewonnen, und man brauche nur noch dafür zu beten“ (12. 5. 1944). Am 17. Mai machte er sich lustig und warf sich dazu noch in die Brust: „Die Zeitungen sprechen bereits von einer ‚Invasionitis‘, die über das englische Publikum hereingebrochen sei. Was ich vorausgesagt hatte, ist eingetreten: Die Nervenkampagne, die eigentlich gegen uns gestartet wurde, ist auf den Gegner selbst zurückgefallen. Man bezeichnet die augenblicklich in England herrschende Stimmung als schlimmer als während des deutschen ‚Blitzes‘ vom Sommer und Herbst 1940.“ Obwohl Goebbels durch das Forschungsamt erfahren hatte, daß die französische Untergrundbewegung angewiesen war, sich auf die bevorstehende Invasion vorzubereiten, er zumindest ahnen konnte, daß es in den nächsten Tagen „losgehen“ werde, witzelte er unter dem 5. Juni weiter über die „Invasionitis“ und erging sich in Abwegigkeiten. Angeblich habe eine „Fernschreiberin in London sich im Fernschreiben nach den USA geübt“ und dabei einen Satz gebraucht, der den „Beginn der Invasion“ zum Gegenstand gehabt habe. „Diese Erklärung“ sei natürlich „ein aufgelegter Mumpitz“. Die „Tour des Nervenkrieges“ der Engländer, so Goebbels, mache „keinerlei Eindruck“.

Hitler habe nach der Beobachtung des Propagandaministers eine ans Unheimliche grenzende Ruhe gewahrt und der Invasion mit „vollem Vertrauen“ entgegengesehen (6. 6. 1944). Goebbels selbst befürchtete immerhin, bei einer Invasion im Westen könne „die feindliche Luftüberlegenheit“ ähnliche Schwierigkeiten bereiten wie in Italien. Doch seinen Mitarbeiter Ingemar Berndt, der eben von einem Besuch an der Westfront zurückgekehrt war und einen alarmierenden Bericht erstattete, qualifizierte er als „unseriösen Berichterstatter“ ab, der „wahnsinnig übertrieben“ habe (6. 6. 1944). Speers Mutmaßung einer Landung der Alliierten im Raum Hamburg hingegen wurde von ihm und dem „Führer“ ernsthaft erörtert.

Unter allen Themen, die zwischen Hitler und Goebbels am Vortage der Invasion berührt wurden – im Gespräch vor dem Mittagessen, während des Essens, beim Tee wie beim Abendessen –, nahm deren unterschiedliche Auffassung über Ribbentrop und dessen Politik den breitesten Raum ein: „Der Führer ist mit Ribbentrop nur noch zum Teil einverstanden; allerdings hält er ihn für einen eiskalten Taktiker und intelligenten Disponenten, der genau weiß, was er will, manchmal nur in seinen Mitteln zu starr und zu unelastisch ist. Das gute Urteil, das der Führer sich von Ribbentrop gebildet hat, ist meiner Ansicht nach ziemlich allein dastehend. Es wird wenigstens von niemandem, der im Staat und in der Partei zu bestimmen hat, geteilt. Ich halte Ribbentrop für vom Führer sehr überschätzt. Wenn Ribbentrop eine außenpolitische Konzeption hätte, so würde er diese jetzt auch unter den schwierigen Verhältnissen des Krieges in die Wirklichkeit zu übersetzen versuchen. Ich entdecke aber in seiner Außenpolitik auch nicht die Spur einer solchen Konzeption. Der Führer gibt auch zu, daß Ribbentrop einen übermäßig aufgeblähten Apparat aufgebaut hat und infolgedessen für die eigentlich führend[en] Stellen der deutschen Außenpolitik keine geeigneten Persönlichkeiten besitzt. Die dafür geeigneten Persönlichkeiten werden in Aufgaben verbraucht, die andere Stellen in Staat und Partei viel besser als das Auswärtige Amt lösen könnten, so z. B. [d]i[e] Aufgaben, die in mein Ressort gehören. Der Führer teilt hier meine [Me]inung, daß Rib-

bertrop diese Apparate auflösen muß und daß er sich darauf zu beschränken hat, mit einem kleinen Apparat wirkliche konstruktive Außenpolitik zu betreiben. Aber der Führer scheut sich im Augenblick, Ribbentrop gegenüber das befehlsmäßig anzuordnen, weil er fürchtet, daß Ribbentrop daraus weitgehende Konsequenzen ziehen würde. Aber so kann man ja keine Personalpolitik betrei[ben.] Wo geraten wir hin, wenn der Minister den Führer zu Maßnahmen zwingen kann, die der Führer für falsch hält, indem er ihm ständig mit Belästigungen oder mit der Drohung des Rücktritts im Nacken sitzt. Jedenfalls ist die Penetranz und Sturheit Ribbentrops für mich allmählich auf die Nerven fallend. Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Führer Gefallen daran findet, und als wir nach dem Tee im Teehaus allein zurückspazieren, sagt er mir auch ganz offen, daß er oft schon mit dem Gedanken gespielt habe, Ribbentrop von seinem Amt zu entbinden, daß er aber weit und breit keinen Nachfolger entdecken könne. Als der Führer als Nachfolger, der eventuell einmal in Frage kommen könnte, Rosenberg nennt, bin ich geradezu entsetzt. Rosenberg anstelle von Ribbentrop, das hieße vom Regen in die Traufe kommen. Rosenberg würde den Apparat Ribbentrops nicht verkleinern, sondern vergrößern. Er ist ein blasser Theoretiker und besitzt zu einer praktischen Politik nicht die geringste Begabung. Im übrigen hatte ich bei dieser Unterredung gar nicht die Absicht, dem Führer meine Schwierigkeiten mit Ribbentrop zu klagen; aber der Führer lockt einfach meine Meinung aus mir heraus, und ich stehe nicht an, sie ihm darzulegen. Im Augenblick allerdings sehe ich ein, daß der Führer nicht in der Lage ist, etwas Entscheidendes gegen Ribbentrop zu unternehmen. Man muß versuchen, die Dinge gleiten zu lassen“ (6. 6. 1944).

Nach dem Teehaus-Spaziergang fuhr Goebbels nach Berchtesgaden zurück. Etwa um 22 Uhr erhielt er hier bereits erste, auf der Auswertung des feindlichen Funkverkehrs beruhende Nachrichten, nach denen im Laufe der Nacht die Invasion beginnen werde. Er schenkte ihnen aber keine Beachtung und fuhr zum Abendessen mit Hitler auf den Obersalzberg zurück. In dem folgenden nächtlichen Gespräch mit Hitler erzählte er „dem Führer tausendundeine Angelegenheit“, beschwor die „guten alten Zeiten“, auf die brisanten Nachrichten kam er aber nicht zu sprechen. Erst als der Minister gegen 4 Uhr morgens wieder nach Berchtesgaden zurückgekehrt war, nahm er zur Kenntnis, daß die Invasion „noch in den frühen Morgenstunden, und zwar im Westen“ beginnen werde¹⁶. „Damit wäre dann also der entscheidende Tag des Krieges angebrochen. Ich nehme schnell noch ein paar Stunden Schlaf; denn ich glaube, daß der nächste Tag für mich mit einigen Sorgen und Belastungen ausgestattet sein wird“ (6. 6. 1944).

Hitlers Reaktion auf die Invasion hielt der Propagandaminister tags darauf fest: „Der Führer ist über diese Tatsache mehr als glücklich. Ich bemerke an ihm einen Vorgang, den ich schon häufiger früher bei schweren Krisen beobachtet hatte, daß er nämlich so lange gedrückt ist, als noch die Krise nicht zur Auslösung gekommen ist, daß er aber in dem Augenblick, in dem die Krise zur Auslösung kommt, es ihm

¹⁶ Vgl. Rudolf Semmler, *Goebbels – the man next to Hitler*, London 1947, S. 127.

wie Zentnerlasten von der Seele fällt . . . Der Führer ist außerordentlich aufgekratzt. Die Invasion findet genau an der Stelle statt, an der wir sie erwartet hatten, und auch genau mit den Mitteln und Methoden, auf die wir uns vorbereitet haben. Es mußte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht damit fertig würden. Die Luftlandetruppen, die im Hinterland herumzigeunern, schätzt der Führer nicht allzu hoch ein. Sie werden, wenn wir die Bildung eines größeren Brückenkopfes und die Einnahme eines Hafens durch den Feind verhindern können, in Bälde aufgerieben werden. Leider hat der Feind schon einige Panzerdivisionen eingesetzt; aber dagegen werden jetzt unsere operativen Reserven mobil gemacht. Zwei erstklassige Panzerdivisionen, die in 150 km Entfernung standen, sind in Marsch gesetzt. Sie werden bis nachmittags um 6 Uhr zum unmittelbaren Einsatz bereitstehen. Der Führer ist fest davon überzeugt, daß es ihnen gelingen wird, die gelandeten Einheiten des Feindes wieder hinauszuerwerfen und vor allem die Luftlandetruppen zu vernichten. Es ist bezeichnend, daß der Führer absolut sicher ist und nicht das geringste Schwächezeichen zeigt . . . Der Führer ist begeistert über die Tatsache, daß diesmal uns das Wetter einmal zur Hilfe kommt“ (7.6. 1944). Der ebenfalls anwesende Göring zeigte sich optimistisch. Für ihn war die Schlacht schon fast gewonnen. Ribbentrop war ebenfalls mehr als zuversichtlich, „ohne im einzelnen, wie der Führer die Gründe dafür angeben zu können“, wie Goebbels süffisant notierte. Himmler setzte alle Hoffnungen auf die Waffen-SS, Jodl blieb in seinem Urteil reserviert. Dann kam der Abschied von seinem „Führer“, und der Reichspropagandaminister hielt über sein Zusammentreffen mit Hitler in Schloß Klessheim fest: „Der Führer ist beim Abschied sehr gerührt. Er gibt seiner unumstößlichen Gewißheit Ausdruck, daß es uns gelingen wird, in verhältnismäßig kurzer Zeit den Feind vom europäischen Boden herunterzuwerfen. Es ist imponierend, mit welcher Sicherheit der Führer an seine Sendung glaubt. Es wäre schön, wenn jetzt uns das Glück auch einmal wieder hold sein wollte. Wir sind in den vergangenen zwei Jahren so viel vom Unglück verfolgt worden, daß wir uns ein bißchen Glück schon verdient hätten. Aber trotzdem ist man von schweren Sorgen belastet. So eine Operation, in der es schließlich um alles geht, zerrt doch an den Nerven“ (7.6. 1944).

Die militärische Lage im Westen blieb für Goebbels erst einmal mehrere Tage lang unklar, was ihn nicht davon abhielt, auf propagandistischem Feld zu triumphieren. Mehrmals hielt er stolz fest, in der Nachrichtenpolitik über die Invasion sei Deutschland in der Welt führend. Die Begeisterung über seinen eigenen propagandistischen Feldzug konnte gelegentliche Zweifel aber nicht gänzlich überlagern. Gewißheit über die tatsächliche Entwicklung erhielt er eine Woche nach der Invasion durch General Schmundt. Der Minister konnte seine Enttäuschung nur schwer verhehlen, doch bezeichnenderweise suchte er die Verantwortung für die nicht allzu vielversprechende Lage nicht bei Hitler, der durch die militärische Entwicklung wieder einmal Lügen gestraft worden war, sondern bei der Wehrmacht, die ihre zahlreichen Versprechungen abermals nicht eingelöst habe.

Als besonderen Erfolg verbuchte Goebbels den am 15. Juni beginnenden Einsatz von V-Waffen: „Man kann wohl sagen, daß das deutsche Volk seit langem keinen

so glücklichen Tag erlebt hat wie diesen, da zum ersten Male die Nachricht vom Bombardement von London in das Reich dringt“, notierte er (17. 6. 1944). „Unsere Aktien sind also nicht nur im eigenen Volke, sondern auch in der Weltöffentlichkeit enorm gestiegen. Das deutsche Volk befindet sich fast in einem Fieberschub . . . Zum Teil werden bereits Wetten abgeschlossen, daß der Krieg in drei oder vier oder acht Tagen zu Ende gehe“ (18. 6. 1944). Goebbels erkannte andererseits deutlich die Gefahr, daß das Regime für den mit Sicherheit zu erwartenden nachfolgenden „Katzenjammer“ verantwortlich gemacht werden würde. Er gab deshalb Anweisung an Presse und Rundfunk, die „Vergeltungspropaganda“ wesentlich zu dämpfen. Hitlers Weisungen an die Presse waren gegensätzlicher Art, doch gelang es Goebbels, den „Führer“, der die Wirkung der neuen Waffe extrem hoch veranschlagte, in dieser Sache umzustimmen. Über die tatsächliche Leistungsfähigkeit der Waffe, die zunächst unter der Bezeichnung „Höllenhund“ firmierte und erst auf die Intervention von Goebbels die Bezeichnung V-1 erhielt¹⁷, waren sich weder Hitler noch Goebbels im klaren.

Bald darauf löste die Nachricht, daß die Halbinsel Cotentin abgeriegelt sei und die Hafenstadt Cherbourg in Kürze geräumt werden müsse, einen „kleinen Schock“ aus. Hitler war noch am 21. Juni „auf das bestimmteste“ davon überzeugt, daß der Brückenkopf der Alliierten wieder eingedrückt werden könne. Goebbels hielt Hitler diesmal sogar seine Zweifel entgegen, doch kam er, wie er feststellte, gegen die Argumentation des „Führers“ nicht an. Inzwischen hatte sich Hitler „schweren Herzens“ entschlossen, zwei Panzer-Divisionen von der Ostfront abzuziehen, obgleich er „auf das bestimmteste mit dem Ausbruch der Offensive am morgigen Donnerstag“ rechnete, und zwar deshalb, weil der Jahrestag des Beginns des deutschen Rußlandfeldzuges am 22. Juni 1941 den Feind gewiß reizen werde. Goebbels war skeptisch, „ob der Führer recht hat oder ich, das wird sich ja schon in 24 Stunden – wenigstens zum Teil – erweisen“ (22. 6. 1944). Schon bald mußte der Minister akzeptieren, daß Stalin, „wie der Führer vermutet hatte, am 22. Juni“ tatsächlich die große Sommeroffensive gestartet hatte (25. 6. 1944). Zu diesem Zeitpunkt trafen bereits die ersten alarmierenden Nachrichten ein. Der Roten Armee sei ein tiefer Einbruch gelungen, und das an einer Stelle, die als „absolut sicher und fest“ gegolten habe. Langsam machte sich Ernüchterung über die Entwicklung an beiden Fronten breit.

„Das OKW hat bezüglich Cherbourgs eine Nachrichtenpolitik betrieben, die unter aller Kritik ist. Man hat uns die Lage in und um Cherbourg weitaus günstiger geschildert, als sie tatsächlich war. Jetzt haben wir das Nachsehen. Es wäre für uns natürlich viel leichter gewesen, den Fall von Cherbourg unserem eigenen Volke und der Weltöffentlichkeit klarzumachen, wenn wir genügend Zeit gehabt hätten, [uns] darauf vorzubereiten. Dasselbe kann über die Ostlage gesagt werden. Wie aus heiterem Himmel trifft die Nachricht ein, daß den Bolschewisten ein Durchbruch großen Stils gelungen ist . . . Es bahnt sich wieder einmal eine sehr ernste Ostkrise an. Wer

¹⁷ 18., 20., 22. 6. 1944; siehe auch Semmler, Goebbels, S. 131.

hätte das erwartet! Unsere Militärs haben sich so stark gemacht; sie haben erklärt, noch niemals sei das Polster an Reserven im Osten so dick gewesen wie jetzt, und es gelingt den Sowjets, die immer als militärisch und menschlich unterlegen geschildert werden, in zwei Tagen ein Durchbruch von außerordentlicher Weite . . . Man muß schon froh sein, wenn es uns gelingen wird, Minsk in der Hand zu behalten. Die Sowjets erklären ganz rund und frech, daß ihr Vorstoß auf Berlin ziele“ ([26.] 6. 1944).

Wie üblich kam Goebbels nicht auf den Gedanken, in Hitler selbst den Verantwortlichen für die beschriebene katastrophale Lage zu sehen, sondern er suchte und fand die Schuldigen diesmal im Oberkommando der Wehrmacht. Er brach sogar einen „solennen Krach“ wegen dessen Nachrichtenpolitik im Falle Cherbourgs vom Zaun. Im OKW saßen „hemmungslose Überoptimisten, um nicht zu sagen Illusionisten“, die „sich selbst einen blauen Dunst“ vormachten, schimpfte er. „Jede unangenehme Nachricht von der Front“ werde „mit einer Sauce von Beschönigung übergossen“ ([26.] 6. 1944). Goebbels war es leid, sich für dumm verkaufen zu lassen, und entschied, sich vom OKW keine Kommentare zur Lage mehr vortragen zu lassen.

Die Entwicklung an der Ostfront nahm unterdessen von Tag zu Tag bedrohlichere Ausmaße an. Die sogenannten „einschneidenden“ Gegenmaßnahmen bestanden im wesentlichen in der Abkanzlung des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Mitte, Generalfeldmarschall Busch, und dessen Ablösung, da dieser in „geradezu sträflicher Weise seine Pflicht“ versäumt habe. Recht geschehe es ihm, meinte Goebbels, „hätte er aufgepaßt“, hätte ihm die „Massierung der Sowjets seiner Front gegenüber nicht entgehen können“ (28. 6. 1944). Sein enger Mitarbeiter Werner Naumann, der erschüttert von einer dreitägigen Reise an die Front zurückgekehrt war, öffnete dem Minister die Augen über die Ostlage. Nach einem Blick auf die Karte stellte Goebbels ernüchert fest, „sehr viel“ würde sich die Wehrmacht „an Rückzügen nicht mehr leisten können“; an der Ostfront wie an der Westfront stünden die Truppen nicht mehr allzu weit „von der deutschen Reichsgrenze entfernt“ (28. 6. 1944). Zwei Wochen später zog Goebbels sein Fazit aus dem Zusammenbruch der Ostfront. Wenn auch die Angaben über die Entfernung, die die Spitzen der Roten Armee noch von der ostpreußischen Grenze entfernt seien, zwischen 130 und 250 Kilometern schwankten, „im einen wie im anderen Falle“ sei diese Distanz nicht unüberbrückbar. Die Etappe habe bereits die Flucht ergriffen und böte „wahre Elends- und Schreckensbilder“ (11. 7. 1944). Im Oktober 1944 waren im Führerhauptquartier „bereits alle Akten gepackt“, war man sprungbereit, obwohl Hitler „kategorisch verboten“ hatte, von „Aufbruch und Verlassen des Führer-Hauptquartiers überhaupt zu sprechen“, da er der Überzeugung war, die „Lage im ostpreußischen Raum“ sei in „einigen Tagen zu meistern“ (24. 10. 1944).

Auch im Westen hatte sich im Spätsommer die Lage dramatisch zugespitzt. Durch die „überraschenden Vorstöße insbesondere der Amerikaner über die Argonnen hinaus“ waren die deutschen Truppen in eine „äußerst peinliche Bedrängnis“ geraten, notierte Goebbels Anfang September: „Die Amerikaner exerzieren uns jetzt densel-

ben Blitzkrieg vor, den wir den Franzosen und Engländern im Jahre 1940 vorexerziert haben. Der Führer hat in der Nacht bis zwei Uhr mit seinen militärischen Beratern zusammengesessen, um die notwendigen Maßnahmen zu besprechen; aber ich fürchte, daß der Führer erstens mit Divisio[nen] operiert, die praktisch nicht mehr oder nur noch zum Teil vorhanden sind, zweitens die Wehrmachtführung im Westen, vor allem die Divisionsk[om]mandeure, ziemlich versagen. Es ist das alte Lied, daß die führenden Offiziere nicht mehr an den Sieg glauben und deshalb im Rückzug den besseren Teil der Tapferkeit sehen. Würden [an] den entscheidenden Frontstellen brutale Parteimän[ner] regieren und führen, so wäre die Sache vermutlich gänzlich anders. Ich sehe im Westen wiederum eine ausgesprochene militärische Führungskrise. Das wird mir auch klar aus den Berichten, die ich aus Metz und Luxemburg bekomme. Dort flutet über die Grenze in w[ildem] Zug das ganze Etappenpack und die Trosse und bietet damit für die einheimische Bevölkerung ein Bild, das grauenhaft ist und das sie bisher noch nicht zu sehen bekommen hat. Man könnte verzweifeln, wenn man denkt, daß einem solchen Pack vier Jahre lang in Frankreich ein Wohlleben gegönnt worden ist und daß es heute in der entscheidenden Stunde völlig versagt. Wir sind im Westen in eine wahrhaft tragisc[he] Situation hineingeraten“ (2. 9. 1944).

Als die ersten amerikanischen Soldaten auf deutschem Boden standen, stellte Goebbels zufrieden fest, daß sie „nur sehr kühl und nüchtern empfangen“ würden. Sie hätten sich – was an manchen Orten aber tatsächlich der Fall war – wohl eingebildet, man werde sie „mit Blumen begrüßen“ ([19. 9. 1944]). Einen guten Monat später notierte er in ähnlich verfehlter Selbstbeschwichtigung: „Die Amerikaner sind sehr ungehalten über die Zustände, die sie in Aachen vorgefunden haben. Dort befinden sich nach ihren Angaben nicht tausend Menschen mehr, und selbst diese sind noch, wie sie erklären, Nazis und denken nicht daran, dem Führer die Treue zu brechen“ (24. 10. 1944).

Über den seit August bei Hitler reifenden Plan, mit einer großen Gegenoffensive im Westen allen militärischen Krisen mit einem Schlag ein Ende zu bereiten, war Goebbels frühzeitig informiert. Als dem am 16. Dezember beginnenden Großangriff in den Ardennen dann die ersten Anfangserfolge beschieden waren, rief ein vor Freude überschäumender Hitler nachts um 1 Uhr bei Goebbels an. Schon an der Stimme seines „Führers“ erkannte der Reichspropagandaminister, daß dieser „durch die bereits errungenen Erfolge eine grundlegende Wandlung seiner ganzen Mentalität“ erfahren habe. Hitler war überzeugt, „daß die 1. USA-Armee als völlig zerschlagen angesehen werden könne. Die bisher gemachte Beute sei unübersehbar.“ Sogar die Luftwaffe, die sich dem Feind mit „unerhörtem Schneid entgegengeworfen“ habe, erntete jetzt hohes Lob (19. 12. [1944]). Goebbels fühlte sich „sehr glücklich“, daß sein „Führer sich in einem so fabelhaften körperlichen und seelischen Zustand“ befand. Er gratulierte ihm „herzlich“ und empfand es als „großes Glück“, Hitler in diesen „entscheidenden Stunden“ persönlich sprechen zu können. Das Telefonat endete sehr persönlich mit Hitlers Glückwünschen an Magda zum Hochzeitstag, den sie vor mehr als einem Jahrzehnt gemeinsam auf dem Gut Severin

gefeiert hatten. Schon wenige Tage nach dem Telefonat Hitler-Goebbels war klar, daß die Ardennen-Offensive ihre weitgesteckten Ziele nicht erreichen würde.

Die lobende Hervorhebung der Luftwaffe des Reichsmarschalls Hermann Göring gegen Ende des Kriegsjahres 1944 dürfte für Joseph Goebbels beinahe noch verblüffender gewesen sein, als die Nachricht von der angeblichen Vernichtung der First United States Army des Generals Courtney H. Hodges. Wie in der Bevölkerung, so gehörte es auch im engsten nationalsozialistischen Führungszirkel längst zum guten Ton, sich über das schmähhliche Versagen der Luftwaffe auszulassen. Erst Anfang Dezember hatte sich Hitler in einem ausführlichen, sich bis in die frühen Morgenstunden hinziehenden Gespräch mit Goebbels¹⁸ lang und breit über Göring ausgelassen: „Über das Versagen Görings, und zwar sowohl menschlich als auch sachlich, ist der Führer außerordentlich traurig. Er kann es nicht verstehen, daß er] bei der jetzigen Härte des Krieges im[mer noch] seinen alten luxuriösen Lebensstil pflegt, daß er sich in pompöse Uniformen [k]leidet. So berichtet mir der Führer beispielsweise, daß er bei einem Besuch einer Fallschirmdivision plötzlich vor ihm in Fallschirmjägeruniform erschienen sei, was geradezu grotesk gewirkt und bei den umstehenden Generälen des Heeres nur Lächeln erregt habe. Der Führer ist mit Recht diesen Dingen gegenüber, die man in Friedenszeiten als kurios ansehen konnte, außerordentlich empfindlich geworden. Der Führer hat Göring auch dringend angeraten, nicht so viel bei seiner Familie in Karinhall zu leben. Der Oberbefehlshaber eines Wehrmachtteiles gehört nicht zu seiner Familie, sondern zu seinen Soldaten. Der ganze Lebensstil, den Göring augenblicklich pflegt, ist dem Führer [. . .] widerwärtig und ekelhaft geworden. Er ist natürlich nur eine Folge der übertriebenen Genußsucht des Reichsmarschalls, die er zu überwinden einfach nicht die Kraft besitzt. Der Führer betont ganz richtig, daß Göring durchaus nicht eine so eis[erne] Persönlichkeit ist, wie er früher immer geschild[ert] wurde; er ist au fond ein weichlicher und anfälliger Mensch, der zwar mit einem großen Elan eine bestimmte Aufgabe anfassen kann, sie aber nicht durchhält, wenn sie Zähigkeit und verbissenen Tro[tz] erfordert. Der luxuriöse, um nicht zu sagen sybaritische Lebensstil Göring[s] hat sich nat[ürlic]h in der Luftwaffe nach unten fortgepflanzt, un[d] darauf ist in der Hauptsache die Korruption und die moralische Anfälligkeit der Luftwaffe zurückzuführen. Die Waffe kann zu großen Teilen als verdorben angesehen werden. Göring hat keinen einzigen alten Nationalsozialisten als Mitarbeiter, sondern er hat sich in der Hauptsache von seinen alten Weltkriegskameraden Loerzer, und wie sie alle heißen umgeben. Diese alten Weltkriegskameraden haben natürlich mit dem Nationalsozialismus nur sehr wenig zu tun; aber was noch schlimmer ist, sie sind auch ihren Aufgaben sachlic[h] nicht gewachsen. Der Führer ist es nun leid, Göring ewig Vorhaltungen zu machen. Er pflegt jetzt mit [der] Luftwaffe und mit Göring nur noch auf dem Bef[ehlswe]g zu verkehren. Er gibt Göring klare Anordnungen u[nd er]sucht um Vollzugsmeldungen. Der Führer ist der [Mei-

¹⁸ Laut Hitlers Terminkalender, der von seinem Diener Heinz Linge geführt wurde, zog sich das Gespräch bis morgens 5.30 Uhr hin; IFZ-Archiv, F 19/14.

nung,) daß man Göring am besten damit dient, wenn man ihm ganz klar sagt, wie es augenblicklich um ihn und um seine Sache steht. Er läßt, und das ist das Erfreuliche beim Führer, keinen Zweifel darüber, daß er an Göring mit einer richtigen Nibelungentreue hängt, daß er nicht daran denkt, ihn irgendwann einmal fallen zu lassen, daß man aber die Unarten und die üblen Passionen Görings bekämpfen muß, wo das überhaupt nur möglich ist, vor allem wenn sie anfangen, dem Reich und dem deutschen Volk abträglich zu werden. Auch ist dem Führer ekelhaft, [daß] Göring sich in Karinball mit [aut]er alten Tan[ten und Co]usinen und Schwägerinnen umgibt, die ihm den [Kopf] heiß reden und ihn in eine Großmannssucht hinein [. . .]chen, die für die seelischen Entwicklung Görings nur nachteilig sein kann . . . Das Unglück Görings ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß er seinen alten Weltkriegskameraden die Treue zu halten versucht, obschon diese ihn und seine Luftwaffe von einem Rückschlag in den anderen hineingeführt haben. Der Führer muß deshalb auch auf dem Befehlswege beispielsweise dafür sorgen, daß Loerzer von der Führung des Personalamtes in der Luftwaffe abgelöst wird. Überhaupt ist der Führer fest entschlossen, die Kamarilla um Göring herum zu brechen, um den guten Teil in Görings Charakter wieder zum Vorschein bringen zu lassen. Während der Führer noch vor einigen Wochen mit einem gewissen nachsichtigen Lächeln das Auftreten [Görings in langen Schlafröcken und in Pelzschuhen vermerkt hat, ist er heute doch darüber sehr ungehalten, vor allem weil Göring in diesem mehr als skurrilen Aufzug auch seine Generäle empfängt, was sich natürlich schnellstens bis an die Front durchspricht. Auch als ich das letzte Mal bei Göring zu Besuch war, erschien er in solchem Aufzug, was auf meine Umgebung geradezu niederschmetternd gewirkt hat. In normalen Zeiten könnte man das noch hinnehmen aber heute macht Göring sich damit geradezu unmöglich, . . . und auch hier vertritt er den Standpunkt,] daß man das Göring in aller Offenheit sagen] muß, [wenn] man überhaupt [etwas] an ihm ändern [w]ill“ ([2. 12. 1944]).

Solche Klagen über Göring hatten lange Tradition in den Gesprächen der NS-Prominenz¹⁹ und dienten Hitler wohl auch zur Gruppenintegration. Wirkliche Konsequenzen ergaben sich daraus für den Reichsmarschall aber nicht; im Dezember 1944 kam er beispielsweise dreimal öfter mit Hitler zusammen als Goebbels²⁰. Hitler hatte auch in den zurückliegenden Jahren seine schützende Hand über den Reichsmarschall gehalten, warb auch 1944 noch, wenn die Rede auf das Fiasko in Görings Verantwortungsbereich kam, um Verständnis, erklärte, daß aus Gründen der Partei- und Staatsräson die Autorität Görings gestärkt werden müsse und bat um menschliche Unterstützung für den Marschall. Unter dem 4. März 1944 hielt Goebbels beispielsweise fest: „Der Führer hat volles Verständnis dafür, daß Göring in seiner

¹⁹ Vgl. etwa Alfred Kube, *Pour le mérite und Hakenkreuz. Hermann Göring im Dritten Reich*, München 1986; Stefan Martens, *Hermann Göring. „Erster Paladin des Führers“ und „Zweiter Mann im Reich“*, Paderborn 1985; Richard Overly, *Göring. The „Iron Man“*, London 1984; Heinrich Fraenkel und Roger Manvell, *Hermann Göring*, Hannover 1964.

²⁰ Vgl. den Terminkalender Hitlers; IfZ-Archiv, F 19/14.

gegenwärtigen Situation etwas nervös ist. Aber er meint, daß wir ihm deshalb umso mehr helfen müssen. Er kann augenblicklich keine Kritik vertragen“; man müsse „sehr vorsichtig“ bei ihm vorgehen, „um ihm das eine oder das andere zu sagen.“

Manchmal versuchte Hitler deshalb das Versagen der Luftwaffe im Kampf gegen die amerikanischen und britischen Bomberverbände herunterzuspielen. Und es gelang ihm sogar, dem Luftkrieg über Deutschland auch positive Aspekte abzugewinnen, wie Goebbels am 14. März seinem Tagebuch anvertraute: „Der Führer ist der Überzeugung, daß, so schlimm der feindliche Luftterror augenblicklich, insbesondere für unsere mittelalterlichen Städte, ist, er doch auch insofern etwas Gutes hat, als er diese Städte überhaupt für den modernen Verkehr aufschließt. Eine Stadt wie Regensburg beispielsweise würde doch in absehbarer Zeit ein Museumsstück werden. Es ist beglückend, einige solcher Städte erhalten zu können; aber in ihrer Vielzahl würden sie einer gesunden Entwicklung unseres modernen Verkehrs- und Wirtschaftslebens nur immer wieder hindernd in den Weg treten. Im übrigen ist nur einiges an dem, was an Kunstwerten zerstört wird, unersetzlich. Wenn beispielsweise von der mittelalterlichen Schönheit des Kölner Doms gesprochen und geschrieben wird, so vergißt man meist, daß der Kölner Dom ja erst im 19. Jahrhundert das geworden ist, was er heute ist.“ Mit welcher Beliebigkeit der „Führer“ seine Argumentation gegenüber dem Minister aber auch wechseln konnte, zeigt eine dazu scharf kontrastierende Passage von Ende April 1944, in der Goebbels notierte, daß Hitler der Luftkrieg auch „seelisch schwer zu schaffen macht. Er leidet ungeheuer unter den starken Verlusten, die wir vor allem unter der Bevölkerung und an Kulturwerken zu verzeichnen haben“ (27. 4. 1944).

Besondere Beachtung fand bei Hitler und Goebbels, wie prominente Künstler mit den Belastungen des Bombenkrieges fertig wurden: „Schade, daß eine Reihe unserer maßgebenden Künstler von einer geradezu panischen Bombenangst befallen sind“, bemerkte der Minister Ende Februar 1944. „Zu diesen gehören Clemens Krauß, Ewald Balsler und Emil Jannings. Sie benehmen sich wie die Kinder, weigern sich kategorisch, nach Berlin zu kommen, und legen eine Feigheit an den Tag, die alles andere als rühmlich für sie ist. Ich werde mit einigen von ihnen Fraktur reden“ (29. 2. 1944). Bei nächster Gelegenheit, am 3. März, hintertrug er seinen kritischen Befund Hitler persönlich. Doch Hitler wollte sich der Empörung seines Ministers nicht so recht anschließen: „Der Führer will nicht, daß Richard Strauß Unbill angeht. Er hat sich nur sehr über ihn geärgert, daß er sich in der Frage der Aufnahme von Evakuierten so schofel benommen hat. Trotzdem sollen seine Werke ungehindert aufgeführt werden. Große Hochachtung bringt der Führer Furtwängler entgegen. Er hat sich in nationalen Fragen tadellos benommen; das werden wir ihm nach dem Kriege nicht vergessen. Der Führer hat auch angeordnet, daß ihm ein Bunker gebaut wird. Es wäre für ihn, so sagt er, eine schreckliche Vorstellung, daß Furtwängler einem Bombenangriff zum Opfer fallen könnte“ (4. 3. 1944). Die Enttäuschung von Goebbels über einige der von ihm protegierten Künstler hielt an. Er war der Meinung, jene, die in guten Zeiten so viel Vergünstigungen vom NS-Regime erhalten hatten, „sollten wenigstens so viel Anstand besitzen“ (27. 4. 1944),

auch jetzt loyal zu ihm zu stehen. Immerhin, Hitler und Goebbels nahmen sich vor, das Verhalten der Größen aus Theater, Film und Musik in diesem Krisenjahr nicht zu vergessen, denn nach dem Krieg sollten „die Tapferen belohnt und die Feigen bestraft werden“ (14. 3. 1944).

Von den häufigen Erörterungen der Haltung einzelner Künstler gegenüber dem Regime und den endlosen, Hitler fraglos vorübergehende Entspannung verschaffenden Rasonnements über Fragen der Kunst und des künstlerischen Geschmacks mündeten die Gespräche zwischen Hitler und Goebbels zumeist im Privaten und Familiären, wobei es der Minister nie versäumte, jede herzliche Bemerkung und freundliche Geste seines „Führers“ in seinem Tagebuch festzuhalten. Das letzte Gespräch unter vier Augen in diesem Krisenjahr 1944, an dessen Ende die Armeen der Anti-Hitler-Koalition im Osten wie im Westen auf deutschem Boden standen und sich zur Schlußoffensive in das Innere des Deutschen Reiches anschickten, hatten der „Führer“ und sein Propagandaminister Anfang Dezember: „Ich erzähle dem Führer einige Einzelheiten aus dem Familienleben, lese ihm aus dem Tagebuch von Helmut einen Aufsatz über den 9. November 19[18] vor, über den wir Tränen lachen. Es ist für mich direkt b[eg]lückend zu seh[en], wie der Führer [s]ich schüttelt vor Heiterkeit. Helmut hat auch [d]as Thema in einer so grotesk komischen Weise angefaßt, daß man seiner Darstellung kaum anmerkt, daß es sich bei dem Schreiber um den Sohn eines Schriftstellers handelt. Wir tauschen dann im Auf- und Abgehen durch das Arbeitszimmer des Führers wieder alte Erinnerungen aus, freuen uns der gemeinsamen Kampfzeit, sind glücklich, daß wir uns im Kern nicht geändert haben“ ([2. 12. 1944]).

Wir stellen zur Subskription

DER VERTRAG VON VERSAILLES

Der Friedensvertrag zwischen Deutschland und den Alliierten und Assoziierten Mächten nebst dem Schlußprotokoll und der Vereinbarung betr. die militärische Besetzung der Rheinlande

Amtlicher Text der Entente
(französische u. englische Fassung)
und amtliche deutsche Übersetzung

Mit einer Einführung von Reiner Pommerin.
Ca. 528 Seiten, Ln. Subskriptionspreis: DM 88,—,
später: DM 98,—. ISBN 3-412-13588-7

Der Friedensvertrag von Versailles hat in großem Ausmaß nicht allein die deutsche, sondern auch die europäische Geschichte zwischen 1919 und 1939 mitgestaltet. Trotz der Bedeutung, die dem Vertragstext als historischer Quelle zukommt, ist er jedoch für ein breites Publikum und selbst für Spezialisten nur schwer zu erreichen. Der geplante Neuabdruck enthält sowohl den Friedensvertrag zwischen Deutschland und den Alliierten und Assoziierten Mächten sowie das Schlußprotokoll und die Vereinbarung über die militärische Besetzung des Rheinlandes. Um sowohl die Textunterschiede, die sich aus der französischen und englischen Fassung ergeben und um den Neudruck auch außerhalb Deutschlands nutzen zu können, erfolgt die Wiedergabe des amtlichen Textes der Entente sowie die amtliche deutsche Übersetzung in den drei Sprachen, ebenso die Einführung in den Forschungsstand und eine kurze Würdigung des Versailler Vertragswerkes.

BÖHLAU VERLAG KÖLN WIEN

Postfach 600180, D. 5000 Köln 60 — Postfach 581, A-1011 Wien